

Lehre und Lehre.

Jahrgang XI.

April 1865.

No. 4.

Materialien zur Pastoraltheologie,

mitgetheilt von C. F. W. W.

§ 1.

Pastoraltheologie ist der von Gott verliehene (*θεόδοτος*), durch gewisse Hilfsmittel erlangte (*acquisitus*) praktische Habitus der Seele, vermöge dessen ein Kirchendiener befähigt ist, alle Verrichtungen, die ihm als solchem zukommen, auf eine rechtmäßige Weise (*legitime*) zu Gottes Ehre und zu Beförderung seiner und seiner Zuhörer Seligkeit zu vollziehen.

Anmerkung 1.

Zwar kann die Pastoraltheologie, wie die Theologie überhaupt, zu der Gattung der *Lehren* gerechnet werden, und selbst eine Art *Bücher* tragen den Namen derselben; in diesen Fällen nennt man aber das Pastoraltheologie, was dieselbe nur *uneigentlich*, *relativ*, d. h. nur in gewisser Beziehung, unter gewissen Umständen, *zufälliger Weise* (*per accidens*) ist, wenn sie nehmlich gelehrt oder in Schrift verfaßt wird. Ehe dies aber geschehen kann, muß sie schon in der Seele eines Menschen vorhanden sein. Da es aber, um über eine Sache klar zu werden, vor allem nöthig ist, zu wissen, was dieselbe *eigentlich*, *absolut*, d. h. abgesehen von allen Beziehungen und Zufälligkeiten, *wesentlich* und *ursprünglich* (*principaliter*) ist, so stellen wir hier mit den älteren rechtgläubigen Lehrern unserer Kirche die Definition der Pastoraltheologie an die Spitze, wie sie *subjectiv* oder *concretiv* betrachtet beschaffen ist, d. h. wie sie einem Subject oder einem Concretum anhaftet, das mit Recht den Namen eines Theologen trägt. Wir nennen sie darum nicht eine Lehre oder ein Buch, was sie nur *metonymisch* ist (d. h. nach der Redefigur, nach welcher die Wirkung den Namen ihrer Ursache und das Enthaltende den Namen des darin Enthaltenen trägt), sondern einen *Habitus*.

Anmerkung 2.

Wenn wir die Pastoraltheologie erstlich einen *Habitus* nennen, so soll damit angezeigt werden, daß sie nicht blos eine Summe von Kenntnissen, sondern eine *Disposition* der Seele, eine dieselbe umwandelnde *Fertigkeit* in Absicht auf ihren Gegenstand sei. Es soll damit gleich im

voraus der Begriff jener „Geschicktheit“ (ἐξάρισις) und „Tüchtigkeit“ (ἱκανότης) angedeutet werden, welche der Apostel von einem Kirchendiener fordert, wenn er schreibt: „Daß ein Mensch Gottes“ (ein Theolog) „sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt“ (ἐξηρτισμένος), 2 Tim. 3, 17.; und: „Daß wir tüchtig sind“ (ἡ ἱκανότης ἡμῶν == unsere Tüchtigkeit), „ist von Gott,“ 2 Kor. 3, 5.

Wenn wir zweitens die Pastoraltheologie einen praktischen Habitus nennen, so soll damit angezeigt werden, daß dieselbe kein theoretischer Habitus, keine Wissenschaft sei, die die Erkenntniß zu ihrem letzten Endzweck hat, und daß sie nicht nur im Allgemeinen um ihres Zwecks willen, der, wie der Zweck der Theologie überhaupt, in der Führung des Sünders durch den Glauben zur Seligkeit besteht, sondern auch in einem engeren, eminenten Sinne um ihres speciellen Gegenstandes willen, der in der Praxis, in der Thätigkeit, oder in den Amtsverrichtungen eines Kirchendieners, mit einem Worte im Kirchendienst (ministerium ecclesiasticum) besteht, praktisch sei; laut der bereits angeführten apostolischen Forderung, daß ein Mensch Gottes „zu allem guten Werk,“ welches sein Amt betrifft, nehmlich, wie es im unmittelbar Vorhergehenden heißt, „zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit“ (2 Tim. 3, 16. 17.) aus Gottes Wort geschickt sei. Unter den neueren Theologen spricht sich der sel. Dr. Rudelbach in einer durch den Druck veröffentlichten Vorlesung hierüber, wie folgt, aus: „Sie erinnern sich, daß wir die Theologie mit den Aeltern als einen habitus practicus bezeichneten; wir können diese Bestimmung nicht aufgeben; sie ist die lebendige Mitte unserer Betrachtung. Praktisch ist die Theologie durch und durch, praktisch durch die Wurzeln, Mittel und Bezüge. Aber berechtigt sind wir doch, jene Disciplinen (Katechetik, Keryktik, Liturgik) im engeren Sinne praktisch zu nennen, nicht als ob sie allein ins Werk gesetzt werden sollten, sondern weil sie hauptsächlich das Wort in unmittelbarer Bewegung darstellen. Weiterhin aber werden wir auch berechtigt sein, eine praktische Zusammenfassung — gleichsam eine Ausströmung, wo alle die Quellenbezüge zusammenlaufen — bei jeder Reihe der theologischen Disciplinen anzunehmen, und wie könnte diese bei der ersten Reihe anders ausgedrückt werden, als durch den Begriff Pastoralwissenschaft“ (oder besser Pastoraltheologie)?*) „Diese vermittelt nun (und so überall bei der ausleitenden Disciplin) die Lehre mit dem Leben, trägt die Ergebnisse jener in dieses hinüber, und macht sie nicht erst lebendig (das müssen sie an sich sein, wenn sie rechter Art sind), sondern

*) „Nach diesem Begriff (der allerdings von den meisten früheren Auffassungen sich mehr oder weniger entfernt) ist die Pastoralwissenschaft zugleich die Hinführung der“ (im engeren Sinne) „praktischen Disciplinen....In der Pastoralwissenschaft steht der Katechet, der Homilet, der Liturg in einer Person da, und bindet sich selbst fest an die Kirche und jede einzelne Person, Seele in derselben. Es ist der Grundbegriff, der dem trefflichen Werke J. L. Hartmanni Pastorale evangelicum (Norimb. 1732. 4.) zu Grunde liegt.“

zeigt ihre lebendige Kraft.“ (S. Ueber den Begriff der Theologie und den der Neutestamentlichen Isagogik. In der „Zeitschrift“ von Rudelbach und Guericke. Jahrg. 1848. Quartalheft 1. S. 27. 28.)

Wenn wir die Pastoraltheologie drittens einen von Gott verliehenen praktischen Habitus nennen, so soll damit angezeigt werden, daß dieselbe ein übernatürlicher, nicht durch menschliche Kraft und menschlichen Fleiß, sondern ein allein durch Wirkung des heil. Geistes zu erlangender Habitus sei, der den rechtfertigenden Glauben zur Voraussetzung habe und den nur ein in der Gnade Stehender, nur ein Wiedergeborener haben könne; wie denn der Apostel ausdrücklich sagt: „Wer ist hierzu tüchtig? — Nicht, daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken als von uns selber; sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott; welcher auch uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des Neuen Testaments.“ 2 Kor. 2, 16., 3, 5. 6. Daher denn u. A. Deyling in seiner Pastoraltheologie von derselben schreibt: „Sie heißt ein von Gott verliehener (θεόδοτος) Habitus, weil er die Heiligungs- und Amtsgaben in sich schließt, die nicht von einander getrennt werden dürfen. Beide Charismen und Gaben sind übernatürliche, deren Verleihung und Austheilung Gotte, von dem alle gute Gabe kommt, Jak. 1, 17., oder dem heil. Geiste ausdrücklich zugeschrieben wird, 1 Kor. 12, 4., 2 Kor. 3, 5. Die Amtsgaben haben ihren Ursprung von der beistehenden (adsistente) und lehrenden oder äußeren Gnade Gottes, die Heiligungsgaben aber, z. B. die Buße, der Glaube, die Heiligkeit des Lebens, sind von der einwohnenden und habituellen Gnade des heil. Geistes.“ (Institut. prud. past. ed. per Kuestner. Lips. p. 2.) So schreibt ferner Johann Gerhard: „Obgleich der Eifer in der Gottseligkeit von allen Christen überhaupt gefordert wird, so muß doch vor allem und in einer besondern Weise bei denen, welche sich der Theologie gewidmet haben und entweder das kirchliche Amt zu erlangen beabsichtigen oder dasselbe schon verwalten, Ehrbarkeit der Sitten, Rechtchaffenheit des Lebens und eine ernste und aufrichtige Gottseligkeit im Schwange gehen: 1. ‚Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang,‘ sagt der königliche Sänger Ps. 111, 10., was sein Sohn, der so weise König, Prov. 1, 7. 9, 10., wiederholt. Wo daher keine wahre Gottesfurcht, dieses Fundament aufrichtiger Gottseligkeit, ist, da hat auch die wahre und himmlische Weisheit nicht statt. 2. Jakobus unterscheidet Cap. 3, 15. zwischen der geistlichen und fleischlichen Weisheit. Jene nennt er die von oben herab kommende, und beschreibt sie so, daß sie sei keusch, friedsam, gelinde, sich sagen lassend, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohne Heuchelei; diese aber nennt er irdisch, menschlich (ψυχικὴν) und teuflisch. Wo daher jene Früchte und jene der himmlischen Weisheit zugeschriebenen Eigenschaften nicht vorhanden sind, da hat auch die himmlische Weisheit selbst nicht statt. 3. ‚Die Weisheit kommt nicht in eine boshaftige Seele, und wohnet nicht in einem Leibe, der Sünde unterworfen,‘ spricht der Verfasser des Buches der Weisheit Cap. 1, 4. Wo daher den

Sünden die Herrschaft gestattet wird, da hofft man vergeblich die himmlische Weisheit zu erlangen. 4. Der heil. Geist ist jener wahre und innerliche Lehrer, der in alle Wahrheit leitet, Joh. 16, 13. 1 Joh. 2, 27. Der innerliche Lehrer hat seinen Lehrstuhl im Himmel. Nun aber wohnt dieser nicht in einem der Sünde unterworfenen Herzen. 5. Wer in der Finsterniß der Sünden wandelt und dieselbe liebt, kann nicht nach dem Lichte geistlicher Erkenntniß trachten; daher der Apostel mit großem Ernste 2 Kor. 4, 4. erklärt, daß der Gott dieser Welt die Sinne der Ungläubigen, nehmlich derjenigen, welche die Finsterniß der Sünde lieben, verblende, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangelii von der Klarheit Christi. 6. Die wahre Theologie besteht mehr in der Gesinnung (in affectu), als in bloßer Erkenntniß. Scaliger behauptet, daß wir Gott dem Allerhöchsten durch die Güte ähnlicher seien, als durch die Weisheit. „Sie sagen, sie erkennen Gott, aber mit den Werken verleugnen sie es,“ spricht der Apostel Tit. 1, 16. von den Pseudotheologen und Pseudochristen; hieraus wird unzweifelhaft geschlossen, daß die wahre und heilsame Erkenntniß Gottes nicht allein in Worten, sondern in Werken, nicht in dem bloßen Bekenntniß des Mundes, sondern auch in der Gesinnung des Herzens und in der Ausübung der That bestehe. 7. „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten,“ spricht der Apostel Eph. 5, 14. Eine wahre und heilsame Erleuchtung kann also bei denen nicht statt haben, welche, von Seelen-Schlafsucht überwältigt, sich an den todten Werken der Sünde ergößen. 8. „Die Welt kann den Geist der Wahrheit nicht empfangen,“ Joh. 14, 17.; nun aber ist alles, was in der Welt ist, des Fleisches Lust, der Augen Lust und hoffärtiges Leben; wo man daher solchen Dingen noch fröhnt, da hat der Geist der Wahrheit keinen Raum. Moses konnte nicht zu Gott nahn, ohne vorher seine Schuhe ausgezogen zu haben, Exod. 3, 5. Das Volk Israel wurde zur Anhörung des Gesetzes nicht zugelassen, bis es sich gereinigt und vorbereitet hatte, Exod. 19, 10. So muß der, welcher der Theologie beflissen ist, das Kleid des alten Adams ausziehen.“ (Methodus studii th. Jen. 1654. p. 14—17.) So schreibt daher auch Luther: „Falsche Christen können sich schmücken und decken unter großen, schönen Werken der Liebe. Aber Christum recht lehren und bekennen ist nicht möglich ohne Glauben. Wie St. Paulus 1 Kor. 12, 3. sagt: Niemand kann Jesum einen Herrn heißen, ohne durch den heil. Geist. Denn kein falscher Christ, noch Rottengeist, kann diese Lehre verstehen. Wie viel weniger wird er sie recht predigen und bekennen! ob er gleich die Worte mitnimmt und nachredet, aber doch nicht dabei bleibt noch rein läßt; prediget immer also, daß man greift, daß ers nicht recht habe, schmieret doch seinen Geifer daran, dadurch er Christo seine Ehre nimmt und ihm selbst zumisset. Darum ist das allein das gewisseste Werk eines rechten Christen, wenn er Christum so preiset und predigt, daß die Leute solches lernen, wie sie nichts, und Christus alles ist.“

(Zu Matth. 5, 16. Erl. A. XLIII, 82, 83.) Ferner schreibt Luther: „Ich erfahre es an mir selbst, sehe es auch täglich an anderen, wie schwer es ist, die Lehre des Gesetzes und Evangelii von einander zu sondern. Der heil. Geist muß hier Meister und Lehrer sein, oder es wird kein Mensch auf Erden verstehen noch lehren können. Darum vermag kein Pabst, kein falscher Christ, kein Schwärmer diese zwei von einander zu theilen.“ (Sermon vom Unterschied zwischen dem Gesetz und Evangelium vom J. 1532. Erl. A. Bd. XIX, 238.) Endlich schreibt Luther: „Wenn ein Prediger Ehre und Reichthum suchet, so ist's unmöglich, daß derselbe recht predigen oder gläuben könne, wie der Herr Christus Joh. 5. auch sagt, da er spricht: Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre sucht bei den Leuten? Wer nach Ehre strebet im Predigtamte und will vor der Welt groß, gelahrt und weise gehalten sein, der ist ungläubig. So er denn selbst ungläubig ist, wie kann er denn recht predigen? Er muß ja alles schweigen, das ihm an seiner Ehre und Glimpf bei den Leuten Schaden mag; und er wird seinen Ausatz und Gift immerdar in den Wein mengen und ihn verfälschen; wenn nun das mitgebet, so ist das Predigtamt nicht rein.“ (Ueber Matth. 21. vom J. 1538. Erl. A. XLIV, 266 f.)*)

Wenn die Pastoraltheologie in unserem Paragraphen ferner viertens ein durch gewisse Hilfsmittel erlangter Habitus genannt wird, so soll damit angezeigt werden, das hier nicht von dem außerordentlichen theologischen Habitus gehandelt werde, welcher den Aposteln und Propheten durch unmittelbare Erleuchtung und Ausrüstung zu Theil geworden ist, sondern von jenem, zwar vom heil. Geiste gewirkten, aber mittelbar erlangten, den der Apostel im Sinne hat, wenn er schreibt: „Halte an mit Lesen. . . Laß nicht aus der Acht die Gabe, die dir gegeben ist durch die Weissagung, mit Handauslegung der Ältesten. Solches warte, damit gehe um, auf daß dein Zunehmen in allen Dingen offenbar sei. Habe Acht auf dich selbst, und auf die Lehre, beharre in diesen Stücken. Denn wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen und die dich hören.“ 1 Tim. 4, 13—16. Ludwig Hartmann schreibt daher: „Was einst Tertullian mit Recht von den Christen gesagt hat: Christen werden nicht geboren, sondern gemacht (christiani non nascuntur, sed fiunt), das ist auch in Betreff treuer Diener und Lehrer der Kirche wahr, welche eine lange Vorbereitung und ein großes Studium nöthig haben, wenn sie geschickt in das so erhabene Amt eintreten sollen. Denn hier genügt bloßes

*) Weit entfernt, daß diese Aussprüche der Lehre widersprechen sollten, daß Wort und Sacrament auch aus Mund und Hand eines unbefehrten Predigers seine Kraft zu bekehren und selig zu machen behalte, so wird diese Lehre durch jene Aussprüche vielmehr bestätigt. Derselbe Luther schreibt daher u. A.: „Wo solch Amt gehet und auf Christum weist als auf den Herrn, das ist gewißlich des heil. Geistes Predigt, ob auch gleich der, so solch Amt führet, für seine Person den heil. Geist nicht hat, denn das Amt ist ohne Mittel des heil. Geistes.“ (Kirchenp. über die Ep. des 10. Sonnt. n. Tr. Erl. A. IX, 213.)

persönliches Ansehen oder Ernst und Heiligkeit des Lebens nicht, es sind vielmehr auch theologische Kenntnisse erforderlich.“ (Pastorale ev. Norimb. 1697. p. 237.)

Daß endlich der in der Definition der Pastoraltheologie zugeschriebene allgemeine und besondere Zweck wirklich derselben eigen sei, sagt uns der Apostel, wenn er schreibt: „Was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre,“ 1 Kor. 10, 31., und: „Wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen und die dich hören,“ 1 Tim. 4, 16.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefanbt.)

“A Scriptural, Ecclesiastical, and Historical View of Slavery,

From the days of the Patriarch Abraham, to the nineteenth century. Addressed to the Right Rev. Alonzo Potter, D. D., Bishop of the Prot. Episcopal Church, in the Diocese of Pennsylvania. By John Henry Hopkins, D. D., LL. D., Bishop of the Diocese of Vermont. New York: W. J. Pooley & Co., Harpers Building, Franklin Square. pp. VII, & 376 8vo.” *)

Daß es dem Teufel trefflich gelungen ist, aus einem großen Theile des gegenwärtigen Geschlechts das Christenthum zu verdrängen, indem er aus Christen Humanisten machte, — daß auch die gegenwärtige sog. christliche Theologie selbst durch den Humanismus angesteckt, vergiftet und zersetzt ist, das wird und kann kein nüchterner Christ leugnen. Auf Schritt und Tritt verfolgt ihn ja das unselige Geschrei: „Freiheit und Gleichheit!“ — auf jeder Zeile der herrschenden Tagesliteratur sucht man ihm zu beweisen, daß nicht droben, da Christus ist, unser Schatz und Heil sei, sondern daß der wahrhaft vernünftige, gebildete und edle Mensch sein Heil in sich selber fin-

*) Gegenwärtige Einsendung nehmen wir auch jetzt, wo offenbar das Ende der Sklaverei in unserm neuen Vaterlande sich nähert, mit Freuden auf, natürlich nicht zu dem Zwecke, jenes Ende aufzuhalten, denn wir haben schon als geborne Deutsche niemals Geschmach an dieser eigenthümlich republicanischen Einrichtung der „glorious Union“ finden können und sind daher weit davon entfernt, diesem sterbenden Institute eine Thräne nachzuweinen. Der Grund unserer Freude ist vielmehr dieser, weil damit ein Zeugniß davon abgelegt wird, daß, wenn auch Alles sonst eine Beute der Vergänglichkeit wird, doch die Wahrheit in Betreff desselben unverändert bleibt, nämlich in unserm Fall, die Lehre der Schrift von der Sklaverei, mag diese selbst nun besiehn oder untergehen. Wie die Lehre vom Gehorsam der Unterthanen auch in absoluten Monarchien wahr bleibt, sollten auch einmal aus allen Königreichen freie Republiken werden. Hierzu kommt, daß jede Lehre der Schrift nicht nur rücksichtlich des Gegenstandes, von dem sie zunächst handelt, sondern auch in tausend andern Beziehungen, von der höchsten Wichtigkeit ist und auch über andere Gebiete das klarste Licht verbreitet. Auch darüber freuen wir uns, wenn immer wieder von neuem jenem gleißenden, die Welt beglücken wollenden Schwindelgeiste entgegen getreten wird, der bald in Temperenz-, bald in Weiberemancipations-, bald in Sklaverei-, bald in wer weiß was für welchen andern Agitationen an die Stelle der biblischen Wahrheit die humanistische Lüge setzen will. Auch wird es die Leser von „Lehre und Wehre“ gewiß erfreuen, zu sehen, daß es noch immer einige unter den americanischen Theologen gibt, die den Muth haben, der americanisch-fashionablen Sentimentalität, Religion genannt, das Christenthum nicht Preis zu geben.

den müße, und daß daher sein Streben für sich und Andere (?) nur dahin zu richten sei, alle sog. beengenden Schranken niederzubrechen, um sich so einen freien Zugang zu allen Erdschätzen und freien Raum zu einem vollen Genuß derselben zu verschaffen. Und dann erst, dann aber auch gewiß, sei der Himmel auf der Erde!

Wenn nun auch schon der nur vernünftigen Prüfung dieser und ähnlicher Kundgebungen des „zum rechten Selbstbewußtsein gekommenen Menschengeistes“ — Unsinn und endlose Verwirrung aller Begriffe und Zustände als trauriges Resultat sich ergibt; so haben doch auch „Theologen“ der ältern und neuern, sonderlich aber der neuesten Zeit, sich vom Teufel dahin verblenden lassen, daß sie dem Humanismus, wenn auch vorerst nur nach dieser oder jener Seite seiner Bestrebungen hin, als im Einklange mit der göttlichen Offenbarung stehend, gehuldigt haben und Humanisten geworden sind. Ist ihnen dabei auch nicht klar bewußt, von welchem Geiste sie getrieben werden, wollen sie (wie das gewiß von Manchen unter ihnen nicht wird geleugnet werden können) nur rechtschaffene Diener Christi sein; so beweisen doch ihre Reden und Schriften, daß sie, in gewissen Fragen wenigstens, Christi Reich und der Welt Reich zusammenmischen und allerlei weltliche, bürgerliche Ordnungen, die das Evangelium bleiben läßt, nicht nur als hindernde Schranken, sondern sogar als sündliche Zustände, die abzuschaffen seien, bezeichnen. Das ist denn insonderheit auch rücksichtlich der Sklaverei geschehen. Theologen aller Farben haben erklärt, daß Sklaverei, namentlich das Verhältniß des Herrn zu seinen Sklaven, an sich, also seinem Wesen nach, Sünde sei. Man hat, um alle Einwendungen gegen eine solche schriftwidrige Behauptung von vornherein abzuschneiden, auf Golgatha hingewiesen und gefragt: „Hat Christus durch seinen Tod und Blutvergießen nicht alle Menschen frei gemacht?“ Ist das nicht schrecklich? Ist das nicht schwarmgeistischer Wahnsinn? Ist der Geist, der zu solchen Behauptungen und Beweisen treibt, etwa ein besserer als der, welcher die offenbaren Kinder des Unglaubens erfüllt? Wird der Geist wirklich dadurch ein rechtschaffener, daß er Gottes Wort in den Mund nimmt? Ist der Teufel nicht dann am gefährlichsten, wenn er Gottes Wort führt?

Wahrhaft erquickend ist es nun in dieser Zeit des Fortschritts („Fortschritt“ genannt, weil Alles auf den Kopf gestellt werden soll), ein Werk wie das vorliegende, „View of Slavery,“ durchlesen zu können. Dasselbe bekämpft mit allem Ernst, mit würdigen Waffen und mit dem glänzendsten Erfolge die Kundgebungen des Humanismus in der Sklavereifrage. Und wenn hier nun dem geehrten Leser von „Lehre und Wehre“ Anzeige von diesem Werke gemacht wird, so geschieht das hauptsächlich, um auf den köstlichen Inhalt desselben aufmerksam zu machen und zur Anschaffung des Werkes zu ermuntern.

Der Verfasser, Dr. J. H. Hopkins, ist ein Bischof der Episcopalkirche in der Diöcese Vermont. Er ist, wie er ausdrücklich bemerkt (pp. 51. 52.), kein Liebhaber der Sklaverei und kein Advokat für eine längere Dauer derselben,

als diese durch Umstände erforderlich sein mag. Er sagt: „Alle meine Gewohnheiten, Sympathien und Verbindungen sind der Slavery entgegen und der Abschaffung derselben günstig.“ — „Ich bin für eine graduelle, gerechte und freundliche Abschaffung der Slavery und werde immer dafür sein, wenn immer nur der göttlichen Vorsehung es gefallen mag, die südlichen Staatsmänner dafür geneigt zu machen.“ Deshalb veröffentlichte der Verfasser im Jahre 1857 ein Werk: „The American Citizen,” worin er u. A. einen Plan für eine „stufenweise und durchgreifende“ Abschaffung der Slavery vorlegte, — ein Plan, der wesentlich dasselbe besagte, wie der vom Präsidenten der Ver. Staaten in seiner Botschaft an den Congress im Jahre 1862 vorgelegte. Aber den „Ultra-Abolitionismus“ (wie der Verfasser ihn nennt), der da lehrt, es sei Sünde, unter irgend welchen Umständen einen Menschen als Sklaven zu halten, — der da lehrt, daß das Verhältniß von Herren und Sklaven den Grundsätzen des Christenthums Hohn spreche; daß die Constitution der Ver. Staaten, weil sie den Sklavhalter in seinem Rechte schützt, „ein Bund mit dem Tode und ein Uebereinkommen mit der Hölle sei,“ und daß die Slavery die Wurzel alles Uebels und Sklavens halten unter Christen ein solch' Verbrechen sei, für welches auch die Hölle keine genügende Strafe habe, — diesen Ultra-Abolitionismus bekämpft der Verfasser, dessen Lehren verdammt er. Sein ganzes Buch ist das Zeugniß eines „Mannes in Christo“ gegen diesen scheinheiligen Abolitionismus, der ja wirklich nichts anders als ein Kind des Unglaubens und einer der vielen Arme des Humanismus ist, womit dieser seine „Millionen“ in seine beglückende Gemeinschaft zieht, natürlich mit Erstickung des innern Lebens.

Die Entstehungsgeschichte des vorliegenden Werkes (die auch zu besserem Verständniß desselben immer im Auge zu behalten) ist kurz folgende: Der Verfasser wurde im Jahre 1860 von New York aus ersucht, „seine Meinung über den Standpunkt der heil. Schrift bezüglich der Neger-Slavery in den südlichen Staaten abzugeben.“ Dies that er denn auch in einem Pamphlet, betitelt: „Bible View of Slavery,” (pp. 5—41. des vorliegenden Buches). Dagegen erschien ein „Protest“ des Bischofs und der Geistlichkeit der Diocese Pennsylvanien, unterzeichnet von Alonzo Potter, Bischof, und einer Menge von Episcopalspredigern in Pennsylvanien. Darauf antwortete unser Verfasser (pag. 44—50.) und versprach eine genaue Darlegung „der Wahrheit, in welcher er stehe, verbunden mit dem Zeugnisse der kirchlichen Autoritäten und der Geschichte von der Apostel Zeit bis auf den heutigen Tag.“ Diese Darlegung finden wir in unserm Buche von Seite 51—376.

Wenden wir nun unsern Blick auf den eigentlichen Inhalt des vorliegenden Werks. In seinem „Bible View of Slavery“ definirt der Verfasser Slavery als Knechtschaft für Lebenszeit, übergehend auch auf die Nachkommen. Und diese Art des „Gebundenseins“ sei zu allen Zeiten, laut Zeugniß der Heiligen und der Profan-Geschichte, dagewesen. Nun will er nicht bestreiten, daß Slavery ein Uebel sein möge; aber dann ist es eben nur ein physisches, kein moralisches, also keine Sünde, denn Sünde ist Ueber-

tretung des Gesetzes. Wird nun gefragt: Was sagt die Bibel über Sclaverei? — so darf man nicht nach seinen eigenen Einfällen, Wünschen, Gewohnheiten und persönlichen Beziehungen antworten. Denn ein Christ weiß sich nur dann in seinem Urtheil sicher, wenn dasselbe mit Gottes Wort übereinstimmt. Durch das Wort nun schon lange überzeugt, läßt der Verfasser auch nur das Wort Antwort auf obige Frage geben. Der Fluch Noahs über Canaan, Abrahams Haushalt, das (9. und) 10. Gebot, sowie andere Bestimmungen und Verordnungen des mosaischen Gesetzes in Bezug auf Sclaverei — werden zuerst als Beweis dafür vorgebracht, daß das Verhältniß des Herrn zu seinen Sclaven durchaus nicht als ein sündliches von Gott angesehen, sondern vielmehr von ihm regulirt und bestätigt worden sei. Daß der Herr Christus kein Wort wider die Sclaverei fallen läßt, obgleich sie zu seiner Zeit durch ganz Judäa verbreitet war und das römische Reich sechszig Millionen Sclaven zählte, — sowie die bekannten Aussprüche der Apostel über die „Knechte und Herren,“ führt er als Beweise für die Rechtmäßigkeit der Sclaverei aus dem Neuen Testamente an. — Sodann geht der Verfasser an die Widerlegung verschiedener Einwürfe gegen die Sclaverei, bei welcher Gelegenheit die bekannten Sätze aus der Unabhängigkeits-Erklärung: daß alle Menschen gleich geboren etc., gründlich und allseitig beleuchtet und abgefertigt werden. Nicht ohne reichen Gewinn wird man diesen Abschnitt lesen, auch wenn man nicht überall der Beweisführung des Verfassers beistimmen könnte. Durchweg zeigt sich uns auch hier ein Mann, der nicht von dem Zeitgeiste beherrscht wird, der nicht das Wort Gottes seinen Lieblingsmeinungen zum Opfer bringt, sondern der das Wort seine Leuchte und ein Licht auf seinem Wege sein läßt. Was er sagt gegen die Einwürfe: „Barbarische Behandlung der Sclaven;“ „Immoralität als nothwendige Folge des Besitzes von Sclaven;“ „Eigenthum in Menschen;“ „Möchtest du ein Sclave sein?“ „Trennung der Ehegatten, der Eltern von den Kindern;“ „Vielweiberei und Sclaverei waren im A. T. erlaubt;“ — ist ebenso wahr als durchgreifend. Er weiß dabei auch gar wohl, wie wenig diese seine Grundsätze dem Geschmack seiner nächstwohnenden Mitbürger zusagen. Aber er will nicht aus Feigheit und um sich angenehm zu machen, die Wahrheit unterdrücken. „Es wird nicht lange währen“ (sagt er), „so stehe ich vor dem Richterstuhle des allmächtigen und unfehlbaren Richters, welcher uns die heil. Schrift als oberste Leiterin in allen moralischen und religiösen Pflichten gegeben hat. Meine grauen Haare erinnern mich daran, daß ich bald mag gerufen werden, Rechnung zu thun von meinem Haushalten. Und ich habe keine Furcht wegen des Richterspruchs, den Er fällen wird über einen ehrlichen, wenn auch schwachen Versuch, die Autorität Seines Wortes, und dabei die Constitution, den Frieden und die öffentliche Wohlfahrt meines Landes aufrecht zu erhalten.“ — So weit „The Bible View.“

In den nun folgenden Kapiteln des vorliegenden Werks, zur Vertheidigung, resp. Begründung und nähern Auseinandersetzung des „Bible View“ geschrieben, zeigt der Verfasser eine ebenso gründliche Belesenheit als ge-

schickte Behandlung des angehäuften Stoffes. In einer Masse von Auszügen aus den Schriften älterer und neuerer Philosophen, Juristen und Theologen, aus den Beschlüssen von Concilien &c., haben wir in unserm Buche nicht etwa ein Chaos, sondern wir finden Alles wohlgeordnet und zweckentsprechend aneinandergereiht, so daß man nicht nur ohne Ermüdung, sondern mit immer gespanntem Interesse den Verfasser auf Schritt und Tritt begleitet. Wir finden eine „Wolke von Zeugen,“ die alle, obgleich aus den verschiedensten Zeiten, Ländern und Verbindungen stammend, direct oder indirect des Verfassers Sache vertreten. Auf die Justinianischen Institutionen werden wir zuerst hingewiesen, und nachher zu den „Vätern,“ Concilien, Historikern, Rechtsgelehrten und Theologen geführt. Sie alle bewiesen, „daß es die Christenheit nie unternahm, die Sklaverei abzuschaffen (to abolish slavery), selbst als diese sich über alle Racen und Varietäten der Menschen erstreckte; daß die Religion dahin wirkte, sie zu erleichtern, nicht sie gar hinweg zu thun; daß ihre Unterdrückung in Europa nicht das Resultat eines directen Angriffs, sondern ein allmähliges Absterben in Folge socialer Veränderungen war; daß der erste positive Angriff auf sie nicht von der Kirche, noch von Christen, sondern von den Atheisten der französischen Revolution ausging und daß man niemals meinte, es wäre Sünde einen Sklaven zu halten, wenn die Landesgesetze dazu berechtigten, bis unser Zeitalter das neue Werk des Ultra-Abolitionismus übernahm.“ — Es dürfte vielleicht nicht ohne Interesse für den Leser sein, hier einige der sonst wohl weniger bekannten Auszüge mitgetheilt zu bekommen. Aus den Institutionen Justinians wird gezeigt, daß die Gesetze des römischen Reichs die Sklaverei während der Regierung des christlichen Kaisers Justinian anerkannten und regulirten; daß die Sklaverei nach dem Völkerrecht bestand, daß ihre Entstehung dem Kriege zugeschrieben wurde (denn die in der Schlacht Gefangenen waren dem Tode unterworfen, von diesem rettete sie die Sklaverei und wurden sie deshalb von den Römern servi, „Gerettete,“ genannt). Es wird ferner dargethan, daß die Sklaverei jener Zeiten keineswegs auf Hams Nachkommen beschränkt war, sondern alle Nationen einschloß, mit welchen die Römer je Kriege geführt hatten; und obgleich deswegen viele Sklaven ihren Herren nach Abstammung, Wissen, Geschicklichkeit und geistiger Energie gleichstanden, so war doch den Herren Macht über Leben und Tod ihrer Sklaven verliehen und konnte auch die Kirche im vierten Jahrhundert keinen Sklaven, selbst wenn er zum Bischof ordinirt worden war, ohne Wissen und Zustimmung seines Herrn emancipiren. —

Nachdem dann unser Verfasser, gleichsam nebenbei, noch Aristoteles und Philo von Alexandrien als Zeugen für sich aufgeführt, werden nun die Schriften der „Väter“ aufgethan. Da hören wir zuerst Tertullian über den Versuch, einen Sklaven seinem Herrn abwendig zu machen. „Was könnte ungerechter, gottloser, schändlicher sein als der Versuch, dem Sklaven dadurch wohlzuthun, daß man ihn von seinem Herrn reißt, daß man ihn einem andern überliefert, daß man ihn aufreizt gegen das Leben seines

Herrn; während er noch in dessen Hause ist, von seiner Vorrathskammer lebt und unter seiner Zucht erzittert. Ein solcher Befreier würde in der Welt nicht weniger, denn als ein Menschenlieb verdammt werden." Dann hören wir Hieronymus über 1 Tim. 6, 1., 1 Cor. 7, 21. und Eph. 6, 5—9. Von Augustinus wird u. a. folgende Stelle mitgetheilt: „Die erste und stetig vorkommende Gewalt des Menschen über den Menschen ist die des Herrn über seinen Sklaven. Beinahe in jedem Hause findet sich diese Art Gewalt. Da sind Herren, da sind auch Sklaven; diese Benennungen sind verschieden, aber Mensch und Mensch sind gleiche Namen. Und was sagt der Apostel, indem er den Sklaven befiehlt, ihren Herren unterthan zu sein? „Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herrn,“ weil es auch einen Herrn gibt nach dem Geiste, der ist der wahre Herr und ewig; aber jene sind bloß zeitlich und nach der Zeit. Nicht stolz will dich Christus machen, während du noch auf dem Wege wandelst, während du noch in der Welt lebst. Dies wiederfährt dir, damit aus dir ein Christ werden möge; und da ein Mensch dein Herr ist, bist du nicht zu einem Christen gemacht, daß du verachten sollst zu dienen. Doch während du Menschen dienst auf Christi Verordnung hin, dienst du nicht Menschen, sondern dem, der dich also befohlen hat. Und deswegen sagt er“ (der Apostel): „Gehorchet euern leiblichen Herren mit Furcht und Zittern in Einfältigkeit des Herzens, nicht mit Dienst vor Augen, oder Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen mit gutem Willen. Siehe deshalb, er macht nicht Freie aus Sklaven, aber er macht gute Knechte aus bösen Knechten. — Wie viel schulden die Reichen Christo, der so ihren Haushalt ordnet.“ — Basilius der Große in seinen Regeln für die Mönchsorden sagt: „Ueberdies laßt Sklaven, die unter dem Joch sind, wenn sie in die Convente der Brüder fliehen, zuerst vermahnt und gebessert und dann ihren Herren zugeschickt werden; worin dem heil. Paulus nachzuahmen ist, welcher, da er den Onesimus durch das Evangelium gezeugt hatte, denselben dem Philemon zurücksandte.“ Der Raum verbietet Zeugnisse auch von Chrysostomus, Prosper, Gregor d. Gr. mitzutheilen. Auch aus einer ziemlichen Anzahl von Concilbeschlüssen soll hier nur einer mitgetheilt werden. Auf dem Concil zu Gangra A. D. 341 wurde beschlossen: „Wenn irgend Jemand unter dem Vorwande der Religion einen Sklaven lehrt seinen Herrn zu verachten, daß er aus seinem Dienste weichen und sich ihm nicht länger mit Wohlwollen und Ehrerbietung unterwerfen soll,—der sei verflucht.“

Nach einigen Auszügen aus Fleury's Kirchengeschichte und aus Bingham's „Antiquities of the Christian Church,“ finden wir als Zeugen aus dem Reformationszeitalter Melancthon und Calvin (Luther fehlt, was sehr zu bedauern!) vorgeführt, und dann kommt eine lange Reihe von Ergeten aus den Presbyterianern, Baptisten, Methodisten, Congregationalisten und Episcopalen. Es wird dabei dem Verfasser als verdienstlich anzurechnen sein, daß er diese Zeugen immer in solcher Ausführlichkeit zu uns reden läßt, daß wir uns selbst ein Urtheil über ihre eigentliche Ansicht in der betreffenden Frage bilden können. Daß nun dabei auch solche Aussprüche mitunterlau-

fen, welche der biblischen Lehre von der Slaverie zuwider sind, darüber wird man sich nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß viele der Zeugen Leute sind, die in Sachen, „da Vernunft wider den Glauben steht,“ nicht immer bereit stehen, liebgewordene Anschauungen dem Dienste der Wahrheit dranzugeben. Doch sind eben jene antibiblischen Aeußerungen über Slaverie nur gelegentliche, — und wenn auch ein Zeugniß solcher innern Widersprüche wegen nicht dazu dienen kann, die Schwankenden fest und gewiß zu machen, das ergibt sich daraus für unsern Verfasser immer, daß auch diese Zeugen die Slaverie nicht schlechtthin für Sünde erklären, so weit und so lange sie eine betreffende Stelle der Schrift auslegen, — und das genügt für seinen Zweck. — Im Ganzen machen viele der angeführten Zeugnisse den Eindruck, daß die Schreiber derselben zuerst, durch die Macht des Wortes überwunden, sich einfach vom Worte leiten ließen, bis auf einmal der abolitionistische Geist die Oberhand gewinnt, und nun nicht nur der Geist, sondern auch der gesunde Menschenverstand von den Schreibern gewichen zu sein scheint. Es mögen hier einige Stellen aus den Commentaren der neueren Zeit folgen; das Obengesagte wird man durch sie bestätigt finden.

Rev. Thomas Scott, dessen Commentar nach der Londoner Ausgabe von 1822 in Philadelphia im Jahre 1862 eine neue Auflage erhielt, — schreibt unter dem unverkennbaren Einfluß seiner Zeit, bald nach der großen Bewegung für Abschaffung der Slaverie unter Wilberforce, in seinen Anmerkungen über 2 Mos. 21.: „Slaverie war fast allgemein in der Welt, und obgleich sie, wie der Krieg, immer aus Uebel entsprang und gewöhnlich ein Uebel in sich selbst war, so hat doch Gottes Weisheit es für besser gehalten, sie zu reguliren, als zu verbieten. Wir sollten jedoch über ihre Ausübung nicht nach jenen schiefsrichterlichen Regulationen, sondern nach dem Geseß der Liebe urtheilen. Es mag ja die Slaverie, wie der Krieg, unter gegenwärtigen Umständen gesetzmäßig sein; denn das Verbrechen, wodurch das Leben verwirkt wird, verwirkt ohne Zweifel auch den Verlust der Freiheit; und es streitet auch nicht einmal mit dem Moralgeset, einen Verbrecher als einen Sklaven zu verkaufen oder zu behandeln, für eine solche Länge der Zeit, die seinem Verbrechen angemessen ist. In den meisten andern, wenn nicht in allen Fällen, muß die Slaverie unvereinbar mit dem Geseß der Liebe sein.“ Ueber Eph. 6, 5.: „Ihr Knechte, seid gehorsam etc.“ sagt Scott: „Dann ermahnt der Apostel die Knechte, welche Christen geworden waren, ihren leiblichen Herren, d. i. denen, welchen sie in zeitlichen Dingen unterworfen waren, gehorsam zu sein. Gewöhnlich waren die Knechte damaliger Zeit Sklaven, das Eigenthum ihrer Herren, und wurden oft sehr hart gehalten, obgleich sie selten mit jener systematischen Grausamkeit gequält wurden, welche in unsern Tagen gemeinlich mit der Slaverie verbunden ist.“ (Wo ist, fragt unser Verf., die Autorität des Hrn. Dr. Scott für diese Behauptung? Das Zeugniß der Geschichte geht total gegen ihn.) „Aber die Apostel (fährt Dr. Sc. fort) waren Diener der Religion, nicht Politiker; sie hatten nicht den Einfluß bei den Gewalthabenden und Geseßgebern, der zur Abschaffung der Slaverie nöthig gewesen wäre. Und gewiß, auf dem Standpunkte, den

man damals auch andern Dingen gegenüber einnahm, würde dies (das Einwirken auf die Gesetzgeber zur Abschaffung der Sklaverei) nicht angemessen gewesen sein. Da es Gott nicht gefiel, auf wunderbare Weise in jene Sache einzugreifen, waren die Apostel nicht verbunden, ihre Verfolger durch ausdrückliches Bestreiten der Gesetzmäßigkeit der Sklaverei, gegen sich aufzubringen. Doch wirken beide, das Gesetz der Liebe, wie das Evangelium der Gnade, soweit sie bekannt und berücksichtigt werden, auf Abschaffung der Sklaverei hin; und das allgemeine Ueberhandnehmen des Christenthums muß die Sklaverei vertilgen, zugleich mit andern Uebeln, die auch, wie die Sachen jetzt stehen, nicht ganz vermieden werden können. Nach Gottes Weisheit war es den Aposteln überlassen, solche Zustände zu nehmen, wie sie dieselben vorfanden, und Knechten und Herren ihre eigenthümlichen Pflichten zu lehren, durch deren Ausübung das Uebel gemindert wurde, bis es zu seiner Zeit durch christliche Gesetzgeber gar ausgerottet werden konnte.“ — Doch noch deutlicher als Dr. Scott in den mitgetheilten Auszügen, zeigt uns Dr. Ad. Clarke, ein Methodist, den Zwiespalt zwischen dem Geiste Gottes und dem Geiste des Abolitionismus. So nämlich schreibt Dr. Clarke über 1 Tim. 6, 1.: „Die Knechte, so unter dem Joch ic.“: „Das Wort *δουλος* hier bezeichnet Sklaven, zum christlichen Glauben bekehrt, und das Wort *ζυγον* oder das Joch ist der Sklavenstand. Selbst diese, in solcher Lage und unter solcher Herrschaft, haben den Befehl, ihren Herren mit aller Ehrerbietung und Achtung zu bezeugen, damit Gottes Name, nach welchem sie genannt sind, und die Lehre Gottes, das Christenthum, das sie bekannt haben, nicht verlästert werden, und daß man nicht übel davon reden möchte in Folge eines ungebührlichen Verhaltens ihrerseits. Bürgerliche Ordnungen werden nie durch irgend welche Offenbarungen vom Geiste Gottes aufgehoben. Der bürgerliche Stand, in welchem ein Mann vor seiner Bekehrung sich befand, wird durch diese Bekehrung nicht verändert, noch entbindet ihn die Gnade Gottes von irgend welchen Ansprüchen, die der Staat, oder sein Nächster an ihn haben mögen. Alle diese äußerlichen Dinge bleiben unverändert.“ Das ist ja nun freilich ganz gesunde Kost, die Herr Dr. Clarke hier seinen Lesern vorseht. Derselbe Herr Dr. Clarke aber, der aus 1 Tim. 6, 1. den heiligen Geist zu seinen Lesern reden läßt, gönnt über Eph. 6, 5. einem andern Geiste das Wort und sagt: „In heidnischen Ländern war Sklaverei in etwas zu entschuldigen; unter Christen ist sie eine Verworfenheit und ein Verbrechen, wofür selbst die Hölle kaum einen angemessenen Grad der Bestrafung hat.“ So spricht er (oder der Geist des Ultra-Abolitionismus) über Eph. 6, 5. Aber die Worte „mit gutem Willen“ im 7. Vers desselben Capitels erklärt er: „Nehmt eure Dienstbarkeit nicht auf wie ein Kreuz, oder tragt sie wie eine Last, sondern nehmt sie auf, als nach Anordnung göttlicher Vorsehung kommend, wie eine Sache, die ihm wohlgefällt.“ — Aus einem Commentar, der unter den „Orthodoxen Congregationalisten“ die größte Verbreitung gefunden, wird eine Anmerkung von Dr. Jenks, über 1 Cor. 7, 21.: „Bist du ein Knecht berufen ic.“ mitge-

theilt, die also lautet: „Die Meinung ist nicht klar. Chrysostomus und alle alten Ausleger verstehen hier: „Du hast so wenig nöthig zu sorgen, daß du selbst dann, wenn du deine Freiheit erlangen könntest, die Sklaverei als eine größere Uebung christlicher Geduld vorzuziehen hättest.“ So räth eine Religion des Despotismus, dem Gebot entgegen: Thue nichts Böses, daß Gutes daraus komme, dem Gebot zuwider: Führe uns nicht in Versuchung! Wer gibt irgend Jemand das Recht, das Ebenbild Gottes, für welches (?) Christus genug that, zu verthieren (to imbrute), es zu einer gemüth-, willen-, seel- und rechtlosen Waare zu machen? Doch so Cemer, Schmidt, Spark, Etkius, De Dieu; und daß dies die Meinung (des Spruchs), finden sie bestätigt durch die nachfolgenden tröstenden Worte: „Denn wer ein Knecht berufen u.“ — Auch ist sie gut vertheidigt von De Dieu und Wolf. Aber es liegt eine gewisse Härte darin, mit welcher mich allein die Nothwendigkeit versöhnen könnte. Was menschlichem Glück schädlich ist, kann nicht die Tugend befördern. Die wahre Meinung scheinen Beza, Grot, Ham und die meisten neueren Ausleger getroffen zu haben: „Laß dich dieser Sache wegen nicht zu sehr beunruhigen, als wenn dadurch deine Annahme bei Gott wesentlich beeinträchtigt werden könnte, und als ob das ein unwürdiges Loos für einen Christen wäre. Gnade kennt keinen Unterschied zwischen Freiheit und Knechtschaft, darum trage diese geduldig.“ Grot fügt hinzu: „Und vor allem, laß dich durch sie (die Knechtschaft) nicht zwingen, deine Freiheit durch unerlaubte Mittel zu suchen.“ Und er bemerkt dabei, daß ein Mißverständnis über die Natur der christlichen Freiheit, viele christliche Sklaven nicht allein dahin brachte, über ihre Lage zu murren, sondern auch dahin, daß sie alle Bande abzuwerfen suchten. O gerechter und doch gnädiger Gott, erleuchte den Sklaven und seinen Herrn in diesen Ver. Staaten, jetzt und immer deinen Willen zu thun!“ — Unser Verfasser nennt den eben mitgetheilten Auszug ein schönes Muster der Rhetorik, welche über den Gegenstand „Sklaverei“ in den letzten Jahren so gewöhnlich zu finden war. Man nimmt, sagt er, von vornherein an, daß der Sklave zu einem Thier, zu einer bloßen Sache ohne Gemüth, Seele, Willen und Recht gemacht worden sei, obgleich die Herren wissen müssen, daß unter den Alten oft so gut unterrichtete Sklaven waren, daß sie Erzieher der Jugend sein konnten; daß Aesop, Terenzius, Epictet Sklaven gewesen sind, und daß aus der Sklavenbevölkerung des Südens genug Neger unterrichtet und emancipirt wurden, um den neuen Staat Liberia zu gründen, ja daß unter denen, welche noch bei ihren Herren sind, nahe an 500,000 als „gutstehende Glieder“ christlicher Gemeinden aufgezählt worden. Da diese Thatfachen allgemein bekannt sind, kann man bei solchen Rundgebungen der Vorurtheile gegen die Sklaverei, wie sie sich bei unserem Ausleger finden, kaum anders, als ihnen das Studium des 9. (8.) Gebots: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden — mit Hinweisung auf persönliche Anwendung zu empfehlen. —

Der Leser möge nicht ermüden, wenn aus zwei Kapiteln unsers Buches noch einige Auszüge mitgetheilt werden. Die Ueberschriften der sich noch vorfindenden Kapitel lauten: „Man Stealing; The Golden Rule; Personal

Fitness; St. Domingo; Wilberforce; Results of Emancipation; Gradual Cessation of Slavery; Gibbon; Robertson; Motley; Margrave; Public Opinion; The English Poor; Treatment of Slaves; Mrs. Kemble; — — Theodore Parker; Emerson." Nehmen wir das Kapitel über "Man Stealing" zuerst. Darüber sagt ein gegen den Verfasser gerichtetes Pamphlet: „Im Jahre 1564 zündete Sir John Hawkins eine Stadt in Afrika an und führte 250 Sklaven mit sich fort. Und der König von Dahomey hat vor kurzer Zeit erst eine Stadt eingenommen, in welcher er ein Drittheil der Bevölkerung umbrachte und die übrigen Einwohner gefangen nahm.“ Darauf unser Verfasser:*) — Dies, nimmt man an, sei die Art und Weise gewesen, in welcher alle Sklaven im Süden ursprünglich in Knechtschaft gebracht wurden; und da ihre Herren keinen bessern Rechtsanspruch an die Sklaven haben können, als die, welche dieselben verkauften, so sind die Herren derselben Sünde, des Menschen diebstahls, schuldig. — Aber diese Ungereimtheit ist sophistische Bosheit. Gegen den Sklavenhandel ließe sich so was vorbringen, aber was hat die einheimische (domestic) Sklaverei damit zu thun? Nicht die Sklavenhalter im Süden haben die Städte in Afrika angegriffen, die Einwohner niedergemetzelt und die Gefangenen fortgeführt. Früher that das (Alt-) England und Neu-England trieb den Handel, die Südlichen aber brachten die Afrikaner durch ordentlichen Kauf in ihren Besitz. Nun ist ja freilich „der Empfänger so schlecht als der Dieb,“ aber nur dann, wenn der Empfänger weiß, daß das Eigenthum gestohlen ist. Kann nun in Bezug auf den Stamm der Afrikaner, von dem die südlichen Neger herkommen, bewiesen werden 1. daß sie gestohlen waren, und 2. daß die Käufer um dieses Verbrechen wußten? Keineswegs. Malte Brun sagt uns, daß in Afrika zwei Drittheile der Bevölkerung Sklaven sind, was bei einer Bevölkerung von 90 Millionen 60 Millionen als die gegenwärtige Zahl der eingeborenen Sklaven ergeben würde. Nun „kann Niemand weiter davon entfernt sein, die Grausamkeit des afrikanischen Sklavenhandels rechtfertigen zu wollen, als ich.“ Aber wenn die Sklavenhändler vom König von Dahomey aus der Zahl der Neger, die bereits Sklaven waren, ihre traurige Fracht menschlicher Wesen erhielten, kann man sie deswegen Menschen diebe heißen? Die Neger wurden zu bestimmten Preisen verkauft und den Sklavenhändlern würde auf die Frage nach dem Woher? ihrer traurigen Fracht menschlicher Wesen der barbarische Despot einfach geantwortet haben: Das geht euch Nichts an! Es können also selbst die Händler dessen nicht überführt werden, daß sie die Sklaven gestohlen haben. Wie hätten nun in der Zeit, da der Sklavenhandel noch erlaubt war, die Pflanze im Süden wissen können, daß die Sklaven gestohlen sind? Und wußten sie das nicht, wie sie es denn nicht wissen konnten, wie kann man sie der Theilnahme am Menschen diebstahl beschuldigen? Aber selbst, wenn jene Pflanze erfahren hätten, daß die ersten Sklaven wirklich gestohlen seien, würde es weder recht noch vernünftig sein, ihre Erben und Nachkommen, die auf rechte und gesetzliche

*) Seine Antwort wird hier nur den Hauptpunkten nach mitgetheilt.

Weise in den Besitz der Sklaven gekommen sind, als Mitschuldige von Menschendieben zu bezeichnen. Denn bedenke, mit welchem Rechte du oder irgend Jemand dahier im Besitz von Land und Haus bist! Das Land gehörte den Indianern; England gründete seinen Rechtsanspruch daran auf die — Entdeckung desselben. Kann aber die Entdeckung des Eigenthums eines Andern das zu meinem Eigenthume machen? Nach alter europäischer Maxime aber: „Alles Land, von wilden, heidnischen Stämmen bewohnt, gehört uns,“ nahm man dies Land, wie man sonst die Eingeborenen auch nahm und Sklaven aus ihnen machte. Es hat also der „Ultra-Abolitionist“ sein Eigenthum nach eben dem Rechtstitel, den der südliche Pflanzer für seine Sklaven aufweisen kann. Durch Gewalt oder Betrug hat man den wirklichen Eigenthümern, den Indianern, das Land weggenommen. Spricht unser „Ultra-Abolitionist“ vom Neger, so sagt er uns, daß alle Menschen Brüder seien, und ist „rührend“ beredt über die christliche Regel: „Laßt uns Andern thun, wie wir wollen, daß sie uns thun sollen.“ Aber wenn es sich um den Indianer handelt, denkt er nicht daran, daß diese Regel anwendbar sei. —

Der Verfasser stellt dann einen Vergleich an zwischen den heutigen Indianern und den Sklaven im Süden, der durchaus zum Vortheil der Letzteren ausfällt, und sagt schließlich: „Kann ein an die Vorsehung Gottes glaubender Christ verfehlen, den Segen zu bemerken, welcher dem Afrikaner im Gefolge der Sklaverei zu Theil geworden, während ein „Mehlthau“ auf dem System ruhte, nach welchem der Indianer behandelt wurde? Kann man daran zweifeln, daß wenn der Indianer dem weißen Manne hätte erfolgreich unterworfen werden können, es mit ihm heutigen Tages unendlich viel besser stehen würde?“

Das 42. Kapitel: „The English Poor“ leitet der Verfasser damit ein, daß er von der Behandlung der Sklaven redet, und eine Vergleichung anstellt zwischen den Uebeln, welche die Sklaven von ihren Herren zu erdulden haben, und denen, welche die arbeitenden freien Klassen unterworfen sind. Er hat früher schon bemerkt, daß er aller grausamen Behandlung und Unterdrückung der Neger von Herzen feind sei und sie überall verwerfe; aber diese Art der Behandlung sei so wenig die allgemeine im Süden, daß sich vielmehr in den meisten Fällen ein liebliches Verhältniß, wie es zwischen Sklaven und Herren nur sein könne, nachweisen lasse. Schaue man dagegen auf das Elend, in dem z. B. ein großer Theil der Armen in England sich befinde, so könne wohl mit Recht behauptet werden, daß die Sklaven im Allgemeinen viel besser dran seien, als jene Unglücklichen. Dafür bringt er Beweise aus einem neuern Werke von Joseph Kay, Esq.: „On the social condition of the people of England.“ Da lesen wir denn u. a.: „In der civilisirten Welt gibt es kaum einen traurigeren Anblick als in Großbritannien, wo sich auf der einen Seite unbegrenzter Reichtum und Luxus entfaltet, auf der andern die bitterste Armut sich zeigt bei Tausenden und Zehntausenden, die ohne Licht und frische Luft zusammengedrängt sind in Kellern und Hütten, gegen welche der Wigwam der Indianer ein Palast ist. Das jämmerlichste Elend, Hunger und Verthierung erschüttert uns mehr noch, als an sich betrachtet, wenn wir es in nächster

Nähe stattlicher Wohnungen, darin Fröhlichkeit herrscht, und die da blenden durch ihre Pracht und unbegrenzten Ueberfluß, finden müssen.“ — So zeigt es sich aber in England. — Das Elend Tausender von Kindern in London und andern Städten Englands ist wirklich ein schreckliches. Im größten Schmutz des Leibes und der Seele wachsen sie auf ohne Unterricht, Zucht und Pflege. „Es ist berechnet worden, daß gegenwärtig in England und Wales nahe an acht Millionen Personen weder lesen noch schreiben können. . . . Mehr als die Hälfte aller Kinder in England und Wales gehen ohne Schulbesuch dahin.“ Tausende und aber Tausende von Vagabunden beiderlei Geschlechts, die des Tages auf den Landstraßen und Gassen sich umhertrieben, finden sich Nachts in den elendesten Höhlen, „vagrant lodging houses“ genannt, zusammen; alte und junge Männer, alte und junge Frauen und Kinder jedes Alters, bringen im greulichen Durcheinander daselbst die Nächte zu. Furchtbare Ausstritte finden da statt. Greuelthaten aller Art geschehen. — Schrecklich ist auch unter den Armen Englands der Gebrauch, den sie von Begräbniß-Vereinen machen. Um die ausgelegte Summe für das Begräbniß ihrer Kinder zu erhalten (eine Summe, die natürlich die wirklichen Kosten übersteigt), veranlassen sie gar nicht selten der Kinder Tod durch Aushungern, sonstig schlechte Behandlung oder Gift. — Die Sünden wider das 6. Gebot gehen unter diesen Armen auf die greulichste Weise im Schwange, und das in den Landdistrikten nicht weniger als in den großen Städten. Von gewissen Distrikten wird nicht nur berichtet, daß sich die Weibspersonen der Hurerei durchaus nicht schämen, sondern auch daß diese Sünde bei den andern Einwohnern gar kein Aufsehen mache. Sogar Blutschande ist nichts Seltenes mehr. Die Feder verweigert den Dienst, auch nur die mildesten Berichte über dies Laster wörtlich abzuschreiben. Man lese dies Kapitel im Buche selbst, und vergleiche die darin geschilderten Zustände mit dem Schlimmsten, was dem Sklavenleben nachgesagt worden ist, und man wird es ein Wohlleben gegen das aller Bezeichnung spottende Elend unter den Armen Englands nennen können. —

Am Schluß unseres Buches finden wir noch eine durchaus ernst und würdig gehaltene Vermahnung an den Eingang's erwähnten Bischof Potter. In einem Appendix haben wir auch den lateinischen Text vieler mitgetheilten Auszüge. Das ganze Werk ist, wie gesagt, des eingehendsten Studiums werth, man wird reichen Gewinn davon haben. Und wenn es ja auch sehr zu bedauern ist, daß sich der Ehrwürdige Bischof Hopkins (jetzt ältester Bischof der Episcopalkirche in den Ver. St.) nicht auf dem allein richtigen Standpunkt befindet, von wo aus man eben sowohl gegen den Chiliasmus, der ja auch nur „Ultra-Abolitionismus“ auf geistlichem Gebiet ist, als gegen den Abolitionismus der Humanisten, mit Ernst und Kraft streitet, so wollen wir uns nicht dadurch hindern lassen, für die Masse des Guten und Lehrreichen, in seinem Buche dargereicht, von Herzen zu danken, und das Werk allen Lesern dringend zu empfehlen.

W. St.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die römisch-katholische Hierarchie. Es werden gegenwärtig seitens der leitenden kirchlichen Blätter protestantischer Denominationen ernstliche Versuche gemacht, den Kampf gegen die römische Kirche auf das Gebiet der Politik zu verpflanzen. Davon folgendes eine Probe aus dem "Presbyterian," dem ältesten kirchlichen Blatte der Presbyterianer Alter Schule. „Es thut uns durchaus nicht leid, daß einige Politiker unseres Landes anfangen einzusehen, mit welcher Art Leuten sie sich eingelassen haben, als sie versuchten sich mit der römisch-katholischen Hierarchie zu befreundeten, um ihre eigenen politischen Pläne zu fördern. Daß man für, von der Priesterschaft in besonderer Richtung geleitete, Stimmen Handelsverträge betreffs legislativer Vergünstigungen abgeschlossen hat, ist offenkundige Thatsache, und daß einige als Parteiführer hervorragende Männer sich an solchen übeln Verträgen betheiligt haben, ist zweifellos wahr. Aber diejenigen, welche die schlaunen Priester dieser ehrgeizigen Kirche für ihre eigenen Zwecke zu gebrauchen glaubten, haben gewöhnlich gefunden, daß man sie selbst gebraucht hatte, und die Zeit hat bewiesen, daß in dem Handel, den man machte, die Herren von der Kapuze und dem Krummstab die verschlagensten und verschmiestesten Gauner waren. Die gewonnenen politischen Vortheile waren vorübergehend und gering, die der Kirche gemachten Zahlungen waren substantiell und dauernd. Das beweisen die Geldsummen, welche an die Anstalten der römisch-katholischen Kirche von dem Magistrate der Stadt New-York durch diejenigen vertheilt wurden, welche ihre Gewalt von den Priestern empfangen; das beweist die Bewilligung von 5000 Dollars für das Xavier College, während Columbia College und die Universität der Stadt New-York nicht erwähnt werden; das beweisen die Bewilligungen von Zehntausenden von Thalern für die, unter der Controlle genannter Kirche stehenden Reformschulen und Asyle jener Stadt, während Bittsteller von der Gesellschaft, die für die verwahrlosten und verwilderten Straßenkinder Sorge trägt, mit leeren Händen fortgeschickt werden. — Aber es gibt noch eine viel ernstere Sache, in welcher die Hierarchie der römisch-katholischen Kirche eine Stellung einnimmt, welche die Aufmerksamkeit jedes guten und sein Vaterland liebenden Menschen verdient. Es ist die Stellung, welche die Bischöfe und die Geistlichkeit dieser Kirche in Bezug auf die große Rebellion und den Krieg für die Union angenommen hat. Wir haben lange gewußt, wo sie standen, und haben deutlich wahrzunehmen geglaubt, wie und wo sie zum Schaben der Sache der Nation thätig waren. Wir haben zu gleicher Zeit das Gefühl gehabt, daß es nutzlos gewesen wäre, unsere Ueberzeugung zu äußern, da unsere ernstesten und ruhigsten Worte auf Rechnung des Vorurtheils würden gesetzt und als Aeußerungen protestantischen blinden Eifers gebrandmarkt worden sein. Es ist uns darum lieb zu sehen, daß diejenigen Männer, welche in früheren Zeiten nicht abgeneigt waren, mit diesen schlaunen Priestern Freundschaft zu machen, anfangen, sie wegen ihrer Treulosigkeit gegen eine gute Regierung und ihrer Gleichgültigkeit in dem großen Kampfe unserer Nation anzuklagen. Zum Beweise dafür weisen wir für jetzt auf einen Artikel in der New-York Tribune und copiren die folgenden vier Klagepunkte von einer furchtbaren, von jenem Journal gegen die Hierarchie der römischen Kirche in diesem Lande vorgebrachten schriftlichen Anklage: 1. In jenem ganzen Theile unseres Landes, worin die Rebellion jetzt die Macht in Händen hat oder zu irgend einer Zeit in Händen hatte, hat die römisch-katholische Geistlichkeit, vom Höchsten bis zum Niedersten, ohne eine bekannte Ausnahme, zu ihren frühesten, eifrigsten, entschlossensten und beharrlichsten Vorkämpfern gehört. — 2. In jenem Theile unseres Landes, welcher vorwiegend loyal oder praktisch unter der Gewalt der Bundesregierung ist, steht die große Masse jener Geistlichkeit dem Kampfe für nationale Integrität und Autorität so feindselig gegenüber, als es mit Sicherheit geschehen kann, — indem sie Anwerbungen in der nationalen Armee hindert und ihre Gemeinden, so weit als es möglich ist, dazu abrichtet, in Masse für die Opposition zu stimmen. — 3. Die römisch-katholische Geistlichkeit sammt den von ihnen beeinflussten stimmsfähigen Bürgern hat sich halsstarrig dem Fortschritt der Emancipation in den Grenzstaaten widersetzt. Sie hat letzten Monat in Kentucky die Majorität

dagegen bedeutend vergrößert, in Delaware den Ausschlag dagegen gegeben und hat vergeblich ihr Möglichstes gethan, ihn in Maryland und Missouri zu vereiteln. — 4. Als die Rebellion im Triumphe feierlich im Süden eingeführt wurde, hielt sich die katholische Priesterschaft hurtig zu ihr auf Grund des Gehorsams gegen die Obrigkeit, die Gewalt hat, weil sie von Gott geordnet ist; aber diese Regel durfte weder in den, der Union anhängenden Sklavenstaaten, noch in den von ihr wiedererlangten sich als wirksam erweisen. Im Gegentheil; obgleich New-Orleans seit beinahe drei Jahren zur Union zurückgebracht und von ihr fest gehalten worden ist, sind der römisch-katholische Erzbischof daselbst und seine Geistlichkeit immer noch giftige Secessionisten.“

L.

Armuth amerikanischer Studenten der Theologie. Von den Studenten des „Union Theological Seminary“ der Presbyterianer in New-York berichtet der „Evangelist“ u. A. Folgendes: „Der ist der Glückliche unter ihnen, der im Stande ist Unterricht zu ertheilen, mit Büchern zu hausiren, Karten abzuzeichnen und tausend andere Dinge zu thun, um gerade genug fürs bloße Leben zu gewinnen. Und das ist, was zwei Drittel der jungen Leute gegenwärtig thun. Ihr wünscht ihre Hilfe in euren Missionschulen und euren Kirchen. Und gerade diese Erfahrung ist für sie nöthig. Aber wie die Sachen jetzt stehen, brauchen sie den ganzen Vormittag, um Geld zur Verrichtung ihrer Ausgaben zu verdienen. Ich kenne einen, welcher frühzeitig, ehe wohl noch seine Classengenossen aufgestanden sind, Zeitungen in der Fifth Avenue austrägt. Ich kenne einen, dessen treues Weib sich mit Nähen beschäftigt, um ihn in seiner Classe zu erhalten. Ich kenne einen, der für eine Gesundheitscommission einen Tag in der Woche arbeitete, die Blattern bekam und den wir, die wir keinen Unterricht zu ertheilen hatten und uns auf die Impfung verließen, im dritten Zimmer von dem meinigen einen Monat lang pflegten. Und ich kenne einen, der für „Godey's Lady's Book“ Geschichten schrieb, von Soda-Biscuits und Wasser zum Frühstück und Abendbrod lebte, einen Schilling den Tag fürs Mittagessen bezahlte und einen höchst erfrischenden Spaziergang von zwei Stunden die Fulton Straße entlang machte, um es billig zu kriegen.“

L.

Römisch-katholische Klosterschulen. „The Chronicle“ schreibt darüber: „Der „Observer“ warnt Eltern davor, ihre Töchter zum Zweck des Unterrichts in Klosterschulen zu schicken. Er sagt sehr wahr, daß in diesem Lande und in England Klöster erbaut werden und sich füllen und zwar rasch. Junge Frauenzimmer werden in sie hingelockt durch Priester und deren Agenten. Wenn sie den schwarzen Schleier nehmen, müssen sie unverheiratheten Priestern Gehorsam geloben in allen Dingen. Und in Bezug auf die Natur und Grenzen dieses Gelübdes des Gehorsams, höre man eine Definition desselben von einem großen römischen Heiligen: „„Gehorsam ist ein ganzes Opfer, worin der ganze Mensch ohne irgend einen Vorbehalt seinem Schöpfer durch die Hand seines Dieners geopfert wird. Die edle Einfalt blinden Gehorsams ist verloren gegangen, wenn wir in unserer geheimsten Brust in Frage stellen, ob das, was befohlen wird, recht oder unrecht sei.““ Diese Lehre vom Gehorsam ist neuerdings in unserer Stadt von dem Erzbischof McCloskey öffentlich gelehrt worden, und jeder Vater und jede Mutter, die ein Kind in eine römisch-katholische Schule schicken, führen es auf den Weg zu einem Verderben, gleich diesem.“

L.

Die Wiedervereinigung der Presbyterianer Alter und Neuer Schule. Ueber diesen Gegenstand, der gegenwärtig die Presbyterianer hiesigen Landes sehr lebendig bewegt, entnehmen wir dem „Presbyterian“ folgende Mittheilung. „Die Correspondenz zwischen den General Assemblies der Presbyterianer Alter und Neuer Schule hat in der Hauptsache beiden Körperschaften große Befriedigung gewährt. Dieser einleitende Schritt war zeitgemäß und angemessen und die jährlichen brüderlichen Begrüßungen werden für beide Zweige und für die Sache Christi überhaupt sich als sehr heilsam erweisen. Es ist jetzt zu allgemeiner Kenntniß gekommen, daß in Folge dieser Correspondenz sogleich Veranstellungen werden getroffen werden, die beiden im Mai 1866 zu vereinigen. Aber es liegen wirkliche und große Schwierigkeiten im Wege, und vielleicht größere, als manche vermuthen; und wenn die beiden so schnell als manche erwarten eins werden sollen, möchte es für beide Theile

gut sein, die unausweichlichen Hindernisse zu besehen und auf Mittel zu sinnen, sie, wenn möglich, zu überwinden. — Erstens gibt es solche und eine nicht unbedeutliche Anzahl, welche fühlen, daß eine Union zu Stande kommen kann, die Alte Schule Concessionen machen und vielleicht auch Buße thun müsse in Betreff der „Ausschluß-Acte“, die sie ausgeschlossen hat, und dies wird nie geschehen; und viele von der Alten Schule fühlen, daß sie eine Bürgschaft dafür haben sollten, daß ihre Brüder von der Neuen Schule das Bekenntniß des Glaubens (the Confession of Faith) aufrichtig und von Herzen, ohne stillschweigenden Vorbehalt annehmen; oder mit andern Worten, daß sie gute Calvinisten sind. Und auch dies wird nicht geschehen. — 2. Ein anderes Hinderniß bietet sich dar in den verschiedenen Weisen des Gottesdienstes der beiden; 3. W. die eine steht beim öffentlichen Gebete und ihre General-Versammlung macht ihnen das zur Pflicht, während die andere bei diesem Theile des Gottesdienstes fast ohne Ausnahme sich lehnt oder sitzt — und die eine sich für diese Praxis auf die Schrift beruft, die andere auf Thunlichkeit. 3. Die beiden Zweige haben getrennt Segen und Gedeihen gehabt, so daß jeder mit großer Schnelligkeit an Zahl und Einfluß zugenommen hat, befinden sich immer noch sehr wohl und schaffen viele Frucht; und nicht ohne Grund haben viele einsichtige Leute gemeint, daß sie im Ganzen mehr gethan haben, als geschehen wäre, wenn sie zusammen geblieben wären, da der eine auf den anderen als Reizmittel wirkte. Eine Vereinigung könnte die Thakraft der beiden vielmehr einschlāfern als beleben, ihren Einfluß und Nutzen vielmehr aufhalten als fördern. Viele, sehr viele auf beiden Seiten halten es für sehr fraglich, ob wir zusammen eben so viel Gutes thun würden, als getrennt und werden auf diesen Grund hin Einwürfe machen. — 4. Kirchliche Ausschüsse. Wenn auch die beiden Körperschaften vereinigt ihre Ausschüsse für Ausbreitung der Kirche, Innere Mission, für den Fonds für unbehilflich gewordene Prediger und vielleicht für Erziehung ordnen könnten, so können wir doch nicht einsehen, wie sie betreffs der Publicationen und der Aeußeren Mission harmoniren könnten. Es ist ja bekannt, daß einige der von den beiden Publications-Ausschüssen veröffentlichten Schriften den Zweck hatten in gewissen Streitpunkten entgegengesetzte Ansichten zu verbreiten, und was geschehen ist, kann nicht wieder vernichtet — nicht leicht und ohne Anstand vergessen werden. Sie sind die Exponenten der betreffenden Körperschaften, die sie in gegenwärtiger Zeit veröffentlicht haben. Im Falle einer Vereinigung müßten die beiden eins werden, und ist es nicht wahrscheinlich, daß bei der Herausgabe eines Werkes die verschiedenen theologischen Lehren der einen oder der anderen Partei das Uebergewicht haben würden je nach dem Charakter der den Ausschuss bildenden Glieder? Das muß nothwendiger Weise Streit erzeugen. Und während der eine Theil seine Verbindung mit dem Amerikanischen Ausschuss der Bevollmächtigten für Aeußere Mission nicht lösen können und wollen, ist der andere ebenso anhänglich an seinen Ausschuss für Aeußere Mission, und möchte vom anderen Theile erwarten sich demselben anzuschließen; und so würden sie am Ende, vereinigt, getheilt sein in Aeußerer Mission. — 5. Geschichte. Die Geschichte der Presbyterianischen Kirche bietet Thatsachen dar, welche fast unüberwindliche Hindernisse zu sein scheinen, um eine glückliche und dauernde Wiedervereinigung zu erwarten. Einen hervorragenden Platz in den Aufzeichnungen unsrer Kirche hier zu Lande nehmen ein die Beitrittsverweigerungen, offenen Brüche, Trennungen in Alte und Neue Seite. Alte und Neue Schule u. s. w., und welche Gewähr haben wir für die Hoffnung, daß die Geschichte der Zukunft besser als die der Vergangenheit ausfallen wird, sollte eine baldige Vereinigung zustande kommen? Sind die beiden besser im Stande einmüthig zu wirken, so müssen sie mehr Gnadengaben und weniger vom natürlichen Menschen haben, als ihren Verathungen in der Vergangenheit eigen gewesen ist. 6. Beide Körperschaften sind jede für sich nie so gleichartig gewesen als gegenwärtig, und werden es von Jahr zu Jahr mehr. Die große Uebereinstimmung in Richtung und Handlung bei jeder von ihnen ist sehr bemerkenswerth. Dies rührt ohne Zweifel von dem Umstande her, daß gewisse Einflüsse in Wirksamkeit gewesen sind und noch sind, der einen zu nehmen, was eigentlich der andern angehört, und an seinen naturgemäßen Platz zu bringen; und so haben die widerstrebenden Elemente ihre richtige Position nach Länge und Breite gefunden, so natürlich wie Wasser sein Gleichgewicht sucht. Eine

schleunige formelle Reunionsceremonie würde nach unserm festen Bedünken die nun so glücklich bestehende und beiden eigenthümliche innere Gleichartigkeit stören, und diese könnte unmöglich bei Vereinigung der beiden erhalten bleiben. Widerstrebende Elemente sind nicht sehr geneigt zu harmonisiren; — zugegeben, daß bisweilen sie sich selbst im Kampfe erschöpfen, und daß bisweilen das eine über das andere auf irgend eine Weise die Herrschaft gewinnt.

7. Lehren. Dieß ist das große Hinderniß, in welchem auch die meisten der übrigen genannten ihren Ursprung haben. Es ist wohl bekannt, daß sehr verschiedene Anschauungen in den beiden Körperschaften herrschen von einigen der Fundamentallehren, Ver sö h n u n g, Z u r e c h n u n g, s ü n d l i c h e V e r b e r b t h e i t zc. und den damit v e r w a n d t e n Lehren. Während in jeder Körperschaft, wie wir gern zusehen, es etliche gibt, welche, was Lehren anbelangt, mehr mit der entgegengesetzten Seite übereinstimmen, als mit ihrer eigenen, so steht doch die große Masse in Einklang mit derjenigen, in deren Verband sie sich befinden, und zwar durch „Wahlverwandtschaft“ und in fortwährend zunehmendem Grade. Und während die eine große und rasche Schritte in der Bildung von kirchlichen Vorständen oder Ausschüssen gethan hat, die andere viel von dem einst so hervorstechenden herben und feherjägerischen Geiste, wie es genannt wurde, verloren hat: so können wir doch nicht sehen, daß viel, wenn überhaupt irgend eine gegenseitige Vermengung der Unterscheidungslehren vorhanden ist. Die Alte Schule wird ihre eigenthümlichen Anschauungen nicht fahren lassen, das ist gewiß; denn ihr würde das erscheinen wie Aufhebung des „vornehmsten Ecksteins“ der Kirche Christi und der „alten Landmarken“ ihrer Väter: und ich vermag keine Beweise zu sehen, daß die Neue Schule die ihrigen aufgeben wird, oder doch wenigstens nicht bald, wenn jemals. Die beiden sind, was Lehre betrifft, heut ebenso weit geschieden als immer. Welche Punkte oder Behauptungen, die Dr. James Wood in seinem Buche „Theologie der Alten und Neuen Schule“ aufgestellt hat, ist er bereit zurückzunehmen? Wissen wir, ob Dr. Beman Neigung fühlt, irgend etwas von dem zu widerrufen, was er geschrieben hat über „Natur und Umfang der Versöhnung“ zc.? Noch auch haben wir Grund zu glauben, daß Dr. Hodge und Albert Barnes ihre Anschauungen wesentlich geändert haben. Sollte eine Wiedervereinigung bald ins Werk gesetzt werden, so müssen diese verschiedene Lehrbestimmungen unvermeidlich, nothwendig in Conflict gerathen; und die Männer, welche sie vertreten, werden, falls eine Vereinigung zu der von einigen gesehenen Zeit eintreten sollte, im ersten Jahr danach sich auf dem Plur der United General Assembly befinden, heftige Calvinisten und wirkliche Arminianer, und alle verschiedene Zwischenstufen. Es existiren jetzt in den beiden Zweigen Elemente so ungleicher Art, wie uns scheint, daß sie so wenig, als Del und Wasser, sich vermischen werden. Was Lehren anbelangt, so könnte der eine sich leichter an die United Presbyterians anschließen, der andere an die Congregationalists.

Wir haben einige wenige der Hindernisse betrachtet, welche einer Wiedervereinigung im Wege stehen, nachdem wir sie uns auf unserm Standpuncte erscheinen. Einige von ihnen scheinen überwindlich, andere unüberwindlich. Möglich, daß sie dem Schreiber gewaltiger vorkommen, anderen nicht so bedeutend, denn er hat in beiden Verbindungen gelebt. Die ersten fünf Jahre seines Predigtamts brachte er in Verbindung mit der Neuen Schule zu, und die vierzehn Jahre bisher mit der Alten Schule, in welcher er geboren war. Wir haben stets eine sehr freundliche Gesinnung gegen die andere Seite gehegt, und sind bemüht gewesen, brüderliche Gesinnung und brüderlichen Verkehr zu pflegen, wollten auch ungern darin hinter jemand zurückbleiben: doch tragen wir in uns eine entschiedene Vorliebe. „Niemand ist, der vom alten Wein trinkt, und wolle bald des neuen; denn er spricht, der alte ist milder.“ Und nun, könnten die oben erwähnten Hindernisse beseitigt werden und die beiden Körperschaften nach Gesinnung und Thätigkeit einträchtig sein, sobald die Vereinigung eine bleibende und gesegnete sein würde, der Welt das größte Gut sichern und der Kirche und ihrem göttlichen Haupte die höchste Ehre: wir wollten uns von ganzem Herzen freuen; noch sollten williglic Hande und Mund im geringsten irgend einem nachstehen in Bemühungen dafür. Ob aber die zwischen beiden so glücklich begonnene Verhandlung mit einem Hochzeitsfeste enden wird, auf dem Wege und so bald als einige meinen, oder nicht; wir alle sollten darauf sehen, wie große Liebe wir einander erweisen können, nach dem Grundsatz, daß „Ephraim nicht weide Juda, und Juda sei nicht wider Ephraim;“ und wenn unsere gegenseitige Liebe so groß

werden wird und wir so ineinander wachsen werden, daß wir nicht gesondert bleiben können, sondern durch natürliche Anziehungskraft wie Bestandtheile gleichartiger Körper aneinander gezogen werden: dann laßt uns eins sein; und dann in der That wird es eine glückliche und dauernde Vereinigung sein, ein Vorbild jener größeren, wenn alle wahre Christen vereint sein werden. S. S. P.“

Uneinigkeit unter den amerikanischen Reformirten hinsichtlich der Prädestinations = Lehre. Der „reformirte Wächter“ herausgegeben von dem deutschen Buchverein zu Cleveland, Ohio, bringt in Nr. 1, Jahrgang 2, einen Artikel mit der Ueberschrift: „Die deutsch-reformirte Kirche und die Gnadenwahl.“ Im Eingang heißt es: „Manche gelehrte Männer wagen es immer noch, die Behauptung aufzustellen, daß die deutsch-reformirte Kirche von Anfang an nicht calvinistisch in der Lehre von der Gnadenwahl gewesen sei. Um die gänzliche Grundlosigkeit dieser Behauptung zu zeigen, wollen wir einfach aus den verschiedenen Bekenntnisschriften, wie Dr. Seppe sie kürzlich wieder veröffentlicht hat, hier einen getreuen Abdruck der auf die Gnadenwahl bezüglichen Artikel mittheilen.“ Merkwürdiger Weise führt der „Wächter“ unter diesen Bekenntnisschriften, welche die calvinistische Gnadenwahl lehren sollen, auch z. B. das Bekenntniß des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, 1614, an, welches die calvinistische Lehre ausdrücklich verwirft, es will z. B. von einem Decretum absolutum nichts wissen: „Der gerechte Gott hat Niemand zur Verdammniß beschlossen, denn wegen der Sünde, und deswegen der Rathschluß der Verwerfung zur Verdammniß nicht ein absolutum decretum, ein freier lebiger Rathschluß zu achten.“ Auch das heftische Bekenntniß, 1607, welches erklärt: „Unser Bekenntniß ist eben dasjenige, so Herr Lutherus in der Bibel und Vorrede über die Epistel an die Römer aus Gottes Wort gethan und geschrieben.“ — Die „reformirte Kirchenzeitung“ von Philadelphia tritt dem „Wächter“ entgegen und sagt in Nr. 716: „Gegen die Richtigkeit der zusammengestellten Auszüge aus verschiedenen reformirten Bekenntnisschriften, wie sie kürzlich Dr. Seppe wieder veröffentlicht hat, haben wir nichts einzuwenden, wohl aber gegen die dem Artikel vorausgeschickte Bemerkung, worin der Schreiber sich bemüht, die ganze Reformirte Kirche als calvinistisch zu stempeln. Weber eine noch mehrere Landeskirchen bilden die ganze Reformirte Kirche; und bekannt ist, daß nicht allein die Schweiz, sondern auch noch andere Theile der Reformirten Kirche Deutschlands mit den Dortrechter Beschlüssen nichts zu thun haben wollten.“

II. Ausland.

Königlich preussischer Pastoren = Servilismus. Das „Volksblatt für Stadt und Land“ bringt in Nr. 96 eine Predigt zur Eröffnung einer Kreissynode, gehalten von Dr. Kühne, Pfarrer zu Bulaun, die in frecher Verleugnung der Wahrheit und abgöttischer Menschenbenedicterei ihres Gleichen sucht. Im Eingange sagt der Herr Doctor: „Eine tiefe Niedergeschlagenheit und Rathlosigkeit hat mich befallen, als ich den Auftrag erhielt, die hier zum ersten Male versammelte, nach dem Allerhöchsten Befehl vom 13. Juni d. J. gebildete Kreissynode mit einer Predigt zu eröffnen. Wir stehen vor einem unbekannten und ungewissen Dinge, welches in Gottes Wort weder Befehl noch Verheißung hat . . . von dem man wünschen müßte, daß das heilige Reich der Kirche möchte damit verschont geblieben sein für alle Zeit.“ Dieses unbekannte, ungewisse, dem heiligen Reich der Kirche so gefährliche, aber dennoch auf „Allerhöchsten Befehl“ angeordnete Ding sind „unsere Kreissynoden“. — Im ersten Theile will er die Bedenken gegen dieselben und im zweiten die Tröstungen für dieselben darlegen. Seine Bedenken sind, daß die Synoden weder vom Worte Gottes befohlen sind, noch daß sich Vorbilder derselben darin finden, die zur Nachahmung und Nachbildung berechtigten. Er sagt über die Vorbilder: Das erste Beispiel einer geistlichen Machtvertheilung und einer Theilnahme des Volkes am Kirchenregiment begegnet uns in der Geschichte des Auszuges der Kinder Israels aus Aegypten, nämlich der Befehl Gottes an Mose, sich umzusehen nach Leuten, die Gott fürchten, und sie über das Volk zu setzen, daß sie dasselbe allezeit richten sollen. Aber, meint er, zwei Unterschiede gestatteten die Anwendung dieses Vorbildes auf die jetzigen Synoden nicht: „Zum Ersten nämlich sollten jene aus dem Volke berufenen Männer nichts zu beschließen, sondern das von Mose

Beschlossene nur ins Werk zu richten haben, und zum Andern waren diese Männer nicht von unten her gewählt, sondern von oben her ernannt!“ Daß die auf Gottes Befehl von Moses angestellte Aufrichtung des Richteramtes ein „Vorbild“ für Synoden sein soll, ist doch ein gar eigenthümlicher Gedanke dieses königlich preussischen Synodalkredners. — Ein zweites Vorbild sollen sein „die synodalen Versammlungen bei Gelegenheit der Salomonischen Tempelweihe“. Der Festzug der Juden vor der Lade her ist diesem phantasiereichen Doctor auch ein Synodalkvorbild, aber natürlich wieder ein durchaus nicht zutreffendes. Darüber läßt er sich so aus: „Sehen wir hier zunächst auf die Personen der Versammlung, so finden wir diese Aeltesten bezeichnet als eitel vornehme Leute, als die Obersten der Stämme und als die Fürsten der Väter in Israel; sehen wir aber auf ihren Beruf, so sollten sie helfen zur äußerlichen Verherrlichung des Gottesdienstes, als die gebornen Repräsentanten der irdischen Macht und Glorie des Volks. Was die eigentlichen Kirchensachen anging, so waren damit nicht sie, sondern, wie ausdrücklich bemerkt wird, die Priester allein und die Leviten betraut. Also auch auf diesen Vorgang dürfen sich unsere Synoden nicht stützen. Weber ihre Zusammensetzung noch ihre Aufgabe gewährt dafür einen Grund.“ Schon hier fängt aber der „Pfarrer“ an zu fälschen, denn im Text steht: „Der König aber und die ganze Gemeinde Israel, die sich zu ihm versammelt hatte, gingen mit vor der Lade her.“ Warum läßt er denn aus seiner Synodalk-„Zusammensetzung“ die „ganze Gemeinde“ weg? Die war doch mit auf dem Zuge, also mit auf dieser wunderbar aufgefaßten Synodalversammlung. — „Fernere Analogien“, heißt es weiter, „bietet das Neue Testament. Aber in dem bekannten, wegen der ferneren Verbindlichkeit des Ceremonialgesetzes abgehaltenen Apostelconcil waren Laien überhaupt nicht zugegen, und in dem, wegen Bestellung von Gemeinde-Diakonen in Jerusalem zusammenberufenen Jüngerconvente sind die weltlichen Mitglieder auch nur lediglich als Leumundszeugen erwähnt.“ Ist dieser Dr. Kühne nicht ein falscher Zeuge, der frech Lügen redet, daß er prebigt: „auf dem Apostelconcil waren Laien überhaupt nicht zugegen“, da es Apostelg. 15, 22. von diesem Apostelconvent heißt: „Und es dünkte gut die Apostel und Aeltesten, sammt der ganzen Gemeinde“, aus ihnen Männer zu erwählen und zu senden gen Antiochien etc.“? Und da der gemeinschaftlich gefaßte Conventsbeschuß mit folgenden Worten der Gemeinde zu Antiochien mitgetheilt wird, B. 23.: „Und sie gaben Schrift in ihre Hand also: Wir, die Apostel, und Aeltesten, und Brüder, wünschen Heil etc.“ — Der königlich preussische Doctor und Pfarrer Kühne ist, mit Ehren noch einmal zu melden, ein Lügner gegen Gottes Wort, wenn er sagt, daß die weltlichen Mitglieder bei der Diakonenwahl „nur lediglich als Leumundszeugen“ erwähnt seien. Apostelg. 6, 35. steht: „Und die Rede gefiel der ganzen Menge und erwählten Stephanum. . . Diese stellten sie vor die Apostel.“ Zu welch einem verblendeten, schändlichen Lügner kann doch einen Menschen die Parteilichkeit machen! — Im zweiten Theile will er nun die Tröstung bringen für diese Synoden, die weder Gottes Befehl noch Verheißung noch ein Vorbild in der Schrift hätten, und von denen ein Christ wünschen müßte, daß das heilige Reich der Kirche für alle Zeit damit verschont bliebe. „Was sollen wir unter diesen Umständen nun thun? Wer sichert uns vor der Gefahr, hier fremdes Feuer vor den Herrn zu bringen? Wo ist die Vollmacht, die uns zur Führung dieser neuen Aemter legitimirt? Ich habe eine gute Antwort auf diese Fragen; sie lauten: Es ist des Königs Befehl! — Auf Befehl des Königs sind wir hier versammelt; sie lauten: Es ist des Königs Befehl, der „nicht in Kammern und Anzucht, nicht in Haber und Reid“ vorher erst zuruchtgeknetet ist, sondern der aus der alten unversehrten Majestät frisch wie ein krystallener Felsenborn entspringt. Auf des Königs Befehl! — Das ist ein gewaltiger Rechtstitel für ein evangelisches Herz. (!!) Das bringt wie Frühlingsswalbent, wie Bergesodem in die dürren kettlägerigen Gebeine dieser verwelteten Zeit. Das giebt Freudigkeit, das giebt Muth!“ So verlogen, wie der Herr Doctor ist, so servil ist der elende Mensch. „Verflucht ist, wer Fleisch für seinen Arm hält.“ Wer also in der heiligen Kirche Gottes seine Freudigkeit und seinen Muth nicht einzig und allein auf den Befehl und die Verheißung des ewigen Himmelskönigs Jesu Christi setzt, sondern auf den „Allerhöchsten Befehl“ eines armseligen Madensackes, sogar wenn ein solcher Befehl, wie der Pfarrer ja glaubt, der Kirche Gefahr bringt. — Wie tief muß die königlich preussische Kirche ge-

sunken sein, daß solche „Synodaleröffnungspredigten“ auf ihren Kreissynoden gehalten werden können! Auch den Charakter des „Volksblatts“ kann man wieder daraus erkennen, indem es dieser Predigt, als Ausdruck seiner Gesinnung, den Platz des Leitartikels eingeräumt hat.

B.

Der Kirche Freiheit, ihr Tod! Das ist die Summa der Einleitung, welche Pastor Euen (bekannt durch seine Erklärung, daß die Lehre von der Rechtfertigung nicht mehr der Hauptpunct der Kirchenlehre sei) auf der Camminer Conferenz im September v. J. seinen Thesen über das Predigtamt vorausschickte. Wir lassen daraus Einiges folgen, zum Beweise, wie man in Deutschland von Seiten der Staatskirchler unsere americanischen Verhältnisse kennt, dieselben beurtheilt, und bis zu welchen wahrhaft gottesslästerlichen Consequenzen diese Kirchenregiments - Götzendiener gelangen. Folgendes waren nach Wangelmann's Monatschrift (im Novemberheft v. J.) Euen's Worte: „Wenn man bis vor Kurzem es unternahm, aus dem Charakter und der Geschichte unserer Kirche das Resultat abzuleiten, daß sie nicht vermöge, auf eigener Grundlage ihre Verfassung zu erbauen, weil sie in ihrer bisherigen Entwicklung eine eigene und tragfähige Grundlage noch nicht gefunden habe, und daß sie nicht im Stande sei, in ihrer Organisation zu einer vollen Selbstständigkeit und Freiheit zu kommen, weil die Freiheit ihr Tod sei, so stieß man auf einen so hellen Widerspruch, daß es am besten war, den Versuch fallen zu lassen, weil die Sache als abgethan galt. Man forderte nur unbegrenzten Raum, nur Lösung aus den Banden, nur die Erlaubniß zu unverkümmerter Bewegung und freier Entwicklung, der festen Zuversicht, daß dann die Kirche aus ihrer eigenen Fülle ihre Verfassung und Leiblichkeit in voller Freiheit und Selbstständigkeit sich schaffen und als ein Tempel Gottes in Einigkeit des Geistes sich bauen werde. Zwar ist auch heute noch die Lust zum Widerspruch nicht geschwunden, wenn man es ausspricht, daß noch immer die Freiheit unserer Kirche ihr Tod sei: aber die Energie des Widerspruchs ist gebrochen durch die Thatsache, durch das, was Gottes Hand in die Geschichte unserer Tage hineingeschrieben hat. Weisung und Mahnung ist für uns die Geschichte der lutherischen Separation. Seit der General-Concession hat sie unbegrenzten Raum und unverkümmerte Freiheit, sich zu entwickeln und auf eigener Grundlage sich zu erbauen. Sie hat es zu keinem Bau gebracht, sondern ist einer raschen Auflösung verfallen, und die Zersetzung wird weiter greifen bis zur atomisirenden Zerspaltung alles und jedes kirchlichen Bestandes. Gegenwärtig beweisen die Pastoren, daß der Herr nur Pastoren eingesetzt habe als der Kirche Fundament, aber kein Kirchenregiment über den Pastoren. Binnen Kurzem werden die Gemeinden ihren Pastoren beweisen, daß der Herr zwar die Functionen der Predigt- und Sacraments-Verwaltung verordnet habe, aber keine Pastoren. Von diesem Punkt aus wird man dann die Kirche organisiren, und die Organisation wird das Chaos sein. Oder sehen wir hinüber nach Nord-America. Man kann dem Lutherthum eine größere Freiheit nicht gewähren, als es dort hat. Wie ist doch die Frucht dieser Freiheit so trübselig! Die Synode Missouri verdammt die Synode Iowa und erfährt dafür von dieser ein Gleiches. Und was sind diese sogenannten Synoden! Von zwanzig bis dreißig Gemeinden durch Geistliche und Laien besetzt, gleichen sie etwa unsern freien Pastoral-Conferenzen. Sie setzen sich zusammen aus denen, welchen es jedesmal eingefallen ist, sich einer Synode anzuschließen. Ihre Beschlüsse sind unmaßgebliche Gedanken und reichen mit ihrem Einfluß lange nicht so weit, als unsere Kirchentage und Conferenzen mit ihren Beschlüssen. Es gibt nichts Trübleres, als die Gestalt der lutherischen Kirche Nord-Amerikas. Da also ist Freiheit, die Freiheit aber ist Auflösung und Tod. Im Spiegelbilde wird uns darin vorgehalten, was unsere Kirche geworden sein würde, wenn der Staat sie nicht hielte. Die lutherische Kirche ist entstanden unter starker Anlehnung an die fürstliche Gewalt, und sie besteht auch nur so, daß der Staat sie trägt.“ Merkwürdig ist nun Euen's folgendes Bekenntniß: „Die lutherischen Pastoren sind immer bereit gewesen, zu thun, wie Didrichianer (?) und Breslauer (?), wie die Synoden Nordamerica's; und sie würden es zu demselben Erfolge gebracht haben, wenn die Hand der Fürsten die kirchliche Organisation nicht gehalten hätte.“ Dank habe Herr Euen, daß er als ein Caiphas „weissagt“, die lutherischen Prediger haben

in mer dieselben Verfassungsprincipien gehabt, wie wir, und daß sie nur durch fürstliche Gewalt an deren consequenter praktischen Durch- und Ausführung gehindert worden sind. Den faulen Fleck, von welchem aus Herr Euen auf seine Ansichten von der Freiheit der Kirche gekommen ist, gibt er selbst an, wenn er weiter unten sagt: „So gewiß unsere Kirche die Substanz der göttlichen Wahrheit hat, so gewiß bedarf die Accentuation, welche verschiedene Lehren im Lauf der Zeit erhalten haben, einer Correctur. Die Ueberspannung der Rechtfertigungslehre ist die theologische Rechtfertigung der Union und wirkt die Annullirung der den Sacramenten eigenthümlichen heilsökonomischen Bedeutung. Die überspannte Unterscheidung der Glaubenslehre von der Verfassungslehre wirkt die Ohnmacht der Kirche, sich auf eigener Grundlage zu organisiren. Es ist Axiom geworden, daß die Verfassung der Kirche das verhältnißmäßig Gleichgültige sei, und daß sie in allen möglichen Formen der äußeren Ordnung sich wohl befinden könne. Hier ist der Punkt, wo Umkehr geboten ist. Ist die Verfassungslehre in keinem Punkt Glaubenslehre, sind die die ganze Oekonomie der Kirche beherrschenden Grundzüge nicht vom Herrn gegeben, dann gibt es für die Grundlage zum Bau der kirchlichen Oekonomie auch nur menschliches Meinen und Denken, und der Bau auf dieser Grundlage wird der Bau des Thurms von Babel, wenn der Landesfürst die Kirche frei gibt und aufhört, den Leuten mit der verwirrten Sprache durch die unwiderstehliche Macht des Staats zu Hülfe zu kommen. Das ist der gewaltige Ernst des uns vorliegenden Gegenstandes, und in diesem Ernst ist für uns die unabwiesliche Nothigung, uns immer von Neuem fragend vor die Schrift und vor die Geschichte der Kirche, welche auch eine Auslegung der Schrift ist, zu stellen, ob der Herr wirklich die Oekonomie Seiner Kirche, welche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden soll, nur menschlichem Meinen und Denken anheim gegeben habe.“ Nach Herrn Euen ist es also auch die Oekonomie oder, was er damit meint, die Verfassung der Kirche, die die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen! Wahrlich, Luther hat Recht, wenn er sagt, daß da, wo das Licht der Rechtfertigungslehre verlöscht, eitel höllische Finsterniß einkehrt. — Schließlich geben wir noch einige Blumen aus dem Euen'schen Thesenranze. Darin heißt es u. A.: „Die Continuität (Ununterbrochenheit) des Amtes ist das nothwendige Merkmal seiner Legitimität, und die apostolische Succession im gewöhnlichen Sinne die naturgemäße Folge derselben, darum um so höher zu achten, weil ihre Unterbrechung immer das Zeugniß schwerer Nothstände in der Kirche ist.“ Hr. E. vergißt, daß, wenn die Unterbrechung einmal geschehen ist, das Amt aller späteren Prediger nach seiner Lehre illegitim ist und bleibt, auch sein eigenes. Er schreibt ferner: „Wenn den Engeln der Gemeinde in den sieben Sendschreiben der Apokalypse alles Gute in der Gemeinde zum persönlichen Lobe, alle Irrlehre und alle Sünde zur persönlichen Schuld gerechnet werden, so setzt diese Imputation eine Stellung und Machtstufe voraus, welche auch von der apostolischen Machtvollkommenheit nicht übertroffen werden kann. Und wenn andererseits die Apostel selbst sich als *πρεσβύτεροι* bezeichnen, so erhellt daraus, daß sie zwischen dem Apostolat und Presbyterat oder Episcopat keinen Unterschied gemacht haben.“ „Predigt- und Sacramentsverwaltung ist wohl ein Ausfluß des Kirchenregiments, aber das Kirchenregiment nicht ein Ausfluß aus der Befugniß zu jenen Functionen.“ Man bedenke nun, daß E. unter Kirchenregiment nicht die in der Kirche ruhende Gewalt, sondern die bestellten Kirchenregimentspersonen, namentlich das Consistorium, versteht! E. fährt fort: „Matth. 16, 19. ist Petrus der Fels, auf dem die Kirche gegründet ist, nicht sofern er das Amt der Predigt- und Sacramentsverwaltung hat, sondern lediglich als Inhaber des Kirchenregiments. Denn die Schlüssel des Himmelreichs sind die Regierungsgewalt. Joh. 21, 13. Act. 15, 28—29, 20, 28. 1 Petr. 5, 2. Die Apostel haben die Kirchenregierung selbst geübt, und zwar nicht als Wirkung der Predigt, denn die Freilassung der Heiden von der Pflicht der Beschneidung, die Bestimmung über den Genuß von Blut und Ersticktem, der Bann des blutschänderischen Korinthers sind keine Predigt und Erfolg der Predigt, sondern Kirchenregiment, Anordnung und Vollmacht des Amtes. Wenn dies Amt in der Kirche von jeher als Episcopat bezeichnet ist, so hat die Kirche nur in diesem ein Amt unmittelbar göttlicher Stiftung. Und wenn für die besonderen Functionen dieses einen Amtes besondere Träger constituirt werden, so beruht das Recht der letzteren nur auf einem Mandat jenes einen Amtes, und ihre Befugniß ist eine Emanation des Episcopats.“

Das Episcopat ist der Grund, der die Kirche trägt — nach übereinstimmender Aussage der Schrift und des christlichen Alterthums. (Matth. 16, 18. Ephes. 2, 20.)“ Aus dem, was der Referent (billigend) hinzusetzt, erschen wir, daß E. auch die Lehre der apostolischen Inspiration mit seiner Amtslehre angreift. Ersterer berichtet: „Die alte Kirche hat weber den Begriff der Inspiration, noch den der Apostel so eng begrenzt, als jetzt geschieht; den Brief des Barnabas und den Hirten des Hermas hat sie neben den Episteln der Apostel in ihren Gottesdiensten gelesen, und auch Barnabas, Andronicus, Junias u. A. werden Apostel genannt (Röm. 16, 7.). Daraus folgert Euen, daß die Grenzen zwischen dem Apostolat und dem nachmaligen geistlichen Amt nur fließende sind.“ W.

Ueber die Amtslehre in Norwegen berichtet ein Correspondent im „Freimund“, daß in Bergen, bei Gelegenheit einer Generalversammlung der norwegischen Missionsgesellschaft, auch eine sogenannte „kirchlich Versammlung“ gehalten wurde, bei welcher auch Laien Sitz und Stimme haben konnten: „Den zweiten Tag verhandelte man über die Einführung von Gemeindefirchenträthen, die den Pfarrer unterstützen und kontrolliren sollten. Man kam dann natürlich auf das heilige Amt zu sprechen und Pastor Dietrichson, der vor mehreren Jahren Pastor in Amerika war, verteidigte in einem ausgezeichnet klaren, schönen Vortrage die von den Gegnern „katholisirende“ genannte Amtslehre, die Löhe, Wilmar und Andere führen. Ein Theil der älteren Pfarrer gab ihm im wesentlichen seine Zustimmung, während die jüngeren Theologen und die Laien fast alle die Ansicht von dem Ursprung des Amtes aus der Gemeinde und nicht directe vom Herrn als unumstößlich ansehen, zumal der Professor Johnson sie an der Universität vorträgt...Uebrigens kann ich von hier nur wenig erzählen; es ist hier alles kirchliche Leben noch im Werden und das confessionelle Christenthum arbeitet sich nur mühsam hervor; dagegen hat sich das reformirte und pietistische Wesen fest eingesistet.“

Zum Andenken Dr. K. Grauls. Ueber diesen theuren Mann theilt Prof. Dr. Luthardt in einer am ersten Adventsontage 1864 in der JohannisKirche zu Leipzig gehaltenen Missionsstunde unter Anderm Folgendes mit: „Karl Graul war den 6. Februar 1814 in Wörlitz im Dessauischen, eines Webers Sohn, geboren, besuchte die Anstalten zu Dessau und Zerbst und kam dann nach Leipzig auf die Universität. Es begann damals, in der Mitte der dreißiger Jahre, der neue evangelische Geist sich auch in Leipzig zu regen, wenn auch nur von wenigen Zeugen vertreten. Unter diesen war es besonders einer, der für Grauls inneres Leben von entscheidender Bedeutung wurde. Das war der selige Wolf. Nachdem Graul seine Universitätszeit vollendet, lebte er als Hauslehrer in Italien. Er hatte, wie es scheint, von früh auf einen Sinn und Verstandniß für fremde Länder und Völker. Für diesen seinen Sinn fand er hier Nahrung. Da er von Gott mit einer besonderen Sprachengabe ausgerüstet war, so kehrte er als Kundiger der neueren Sprachen, des Französischen, Englischen und Italienischen, zurück, und dies sollte ihm später noch manchen Dienst leisten. Auch hatte er sich mit jenem großen italienischen Dichterfürsten Dante beschäftigt und hat dann, als Frucht seiner Beschäftigung mit diesem Dichter, einen Theil des großen Gedichtes desselben („die Hölle“ der „göttlichen Komödie“ Dante's) als Theolog, vom theologischen Sinn und Standpunkte aus, übersezt und bearbeitet. Im Jahre 1844 wurde er nach Dresden berufen, um an die Spitze der dortigen jungen Missionsanstalt zu treten. Es war ihm von Gott etwas Weitherziges gegeben; er besaß die Gabe, mit Leuten verschiedener Richtungen sich zu verständigen und sie heranzuziehen. Und so ist das erste Verdienst, das sich Graul mit Gottes Hülfe um unsere Mission erwarb, dies, daß er sie in der Heimath immer mehr ausgebreitet und sie immer mehr zu einer allgemeinen Sache nicht bloß Deutschlands, sondern auch des Nordens, Rußlands, Schwedens und Dänemarks gemacht hat, wie er es denn auch erreichte, daß die alte dänische Mission zu Trankebar in unsere Hände überging. Diese Ausbreitung ist auch schon aus dem Wachsen der Jahreseinnahme ersichtlich. Es mag die Einnahme zur Zeit seines Amtsantritts ungefähr 6000 Thaler betragen haben, jetzt ist sie auf 50,000 Thaler gestiegen. Und wenn auch dies noch lange nicht genug ist und wir immer noch viel mehr brauchen könnten, um die Sache recht kräftig weiterzuführen, so ist es doch ein schöner Segen, den Gott in diesem Betracht

und geschenkt hat. Eine andere Bedeutung Grauls für unsere Mission besteht darin, daß er sagte: Wir brauchen Theologen, theologisch gebildete Leute, um sie hinauszuschicken. Denn es ist die Missionsarbeit nicht so leicht, daß ein jeder dazu fähig wäre, der nur eben einen frommen Sinn hat. Er muß auch Gaben besitzen und gründlich durchgebildet sein, eben so wie die Diener der Kirche in der Heimath. Ja der Missionar hat beides, Gaben und Bildung, wohl doppelt und dreifach nöthig, da auch seine Arbeit eine viel schwerere ist, als in der Heimath. Es muß ein Missionar in der Schrift tüchtig zu Hause sein und dieselbe auch in der Ursprache lesen und verstehen können; er muß die Geschichte der Kirche ordentlich studirt haben und wissen, was für mancherlei Irrthümer in den verschiedenen Zeiten aufgetaucht sind und mit welchen Gründen die Kirche diese Irrthümer widerlegt hat, damit er nicht, zumal er oft so einsam und verlassen auf seinem Posten unter den Heiden steht, selbst auch auf verkehrte Meinungen komme. Er muß ferner, wie sich von selbst versteht, die Glaubenslehren gründlich inne haben und dieselben in ihrem ganzen Zusammenhange zu übersehen und zu verstehen im Stande sein; er muß endlich mit Gelehrten gelehrt, mit Einfältigen einfältig zu reden vermögen. Und so ist es ja auch von Anfang an bei der alten hollisch - dänischen Mission gehalten worden, wofür ich nur an die auch allen wohlbekannten Namen eines Ziegenbalg und Grünbler, eines Schwarz und Fabricius zu erinnern brauche. Freilich dann später, als sich keine Theologen zum Missionsdienst mehr fanden und der Glaube aus der Theologie zu schwinden begann, da mußte man allerdings zu Anderen greifen, etwa zu Handwerkern, die sich erbieten, und mußte sich begnügen, ihnen nur das Nöthigste mitzugeben; ihr frommes Herz, ihr Glaube und die Hülfe Gottes mußten ersetzen, was ihnen sonst noch an Wissen und Kenntnissen fehlte. Aber wenn man dann auch aus der Noth eine Tugend machte und irriger Weise meinte, so sei es gerade das Beste und Richtigste, so war das doch eben nur ein Nothstand, der ein Ende nehmen mußte, als die Zeiten besser wurden. Darum drang Graul, und darum bringen auch wir noch jetzt darauf, daß der Regel nach — die freilich, wie alle Regeln, nicht ohne Ausnahme ist — nur tüchtig ausgebildete Theologen als Missionare ausgesandt werden sollen. Deshalb setzte er es auch durch, daß die Missionsanstalt aus Dresden hieher nach Leipzig verlegt wurde, damit sie in näheren Verkehr mit der Universität träte, die Zöglinge die Vorlesungen an der Universität besuchen könnten und die jungen Theologen die Mission mehr kennen lernten, ein Interesse an ihr gewinnen und ihr näher träten, und so zwischen der Theologie und der Mission sich ein näheres Verhältniß bildete. Ein Weiteres, was wir Graul nicht minder verdanken, ist, daß wir gelernt haben, mit Nüchternheit und strenger Wahrheit den Gang und die Erfolge der Mission anzusehen, zu beurtheilen und darüber zu berichten. Es war unserm Freunde ein besonderes Maß solcher Nüchternheit gegeben, er ist Manchen hier und da wohl etwas zu nüchtern erschienen, und man hat zuweilen die rechte Begeisterung an ihm vermißt. Wer aber länger in Sachen der Mission gearbeitet hat, weiß, wie nöthig und heilsam ein gutes Maß Nüchternheit ist. Es ist ja kaum auf irgend einem andern Gebiete so viel Ueberschwänglichkeit herrschend geworden, als gerade auf dem Missionsgebiete. Solche Ueberschwänglichkeit ging dann auch vielfach in die Missionsblätter über. Aber daran sind die lieben Missionsfreunde zum großen Theil selber schuld. Denn die wollen oft nur schöne erbauliche Bekehrungsgeschichten hören und lesen, als ob es da draußen in der Mission immer so schön und erbaulich aussähe und alle Tage etwas Neues passirte, was man erzählen könnte. In Wirklichkeit geht's aber mit dem Wachsen des Wortes Gottes daheim und noch viel mehr draußen unter den Heiden wie mit dem Samen Korn, das oft lange ungesehen im Boden liegt, bis endlich die grünen Spitzen hervorbrechen und erst nach langer Zeit die Frucht kommt und reift. Und wenn nun auch sich hier und da kleine Christengemeinden gebildet haben, wie gering und armselig sieht es in diesen Gemeinden oft noch aus, viel armseliger, als man sich's meistens denkt! Und das ist ja auch kein Wunder. Leben sie doch mitten unter heidnischer Umgebung, tragen sie doch oft noch so viel heidnisches Wesen mit in ihren Christenstand hinüber, daß die Missionare die größte Sorgfalt und Hirtentreue üben müssen, um sie vor dem Rückfall in's Heidenthum zu bewahren. Woher sollen aber unter solchen Umständen die vielen schönen Geschichten kommen, wie man sie so gerne hört? Es hat deshalb unser Missionsblatt von Graul her etwas Nüchternes an sich, wodurch es Vielen vielleicht weniger interessant ist. Aber wenn

auch weniger interessant, so ist es dafür um so wahrer, und das ist das Beste auch für die Sache. Denn wenn man sich allerlei schöne Bilder von der Mission draußen in der Ferne gemacht hat und man dann auf einmal merkt, daß es ganz anders aussieht, so geschieht es gar leicht, daß alle Liebe und Begeisterung mit einem Male zu Ende ist. Darum ist es gut, sich auf den rechten Grund zu stellen und nicht um der schönen Geschichten oder überhaupt um des Erfolgs willen Mission zu treiben, sondern weil es der Herr uns befiehlt und wir ihm gehorsam sein sollen, mag nun dabei herauskommen, was wolle. Wenn ich vorhin sagte, daß Graul auf theologische Bildung der Missionare drang, so war es ihm doch noch nicht genug, daß einer nur ein Theologe und ein frommer Christ sei, sondern er forderte noch mehr. Er verlangte, daß ein Missionar auch Land und Leute gründlich kenne, um das Wort Gottes den Heiden gerade so zu predigen, wie es für sie paßt. So haben es ja ehedem auch unsere alten großen Missionare gemacht; nachdem sie kaum ins Land gekommen waren, fingen sie an, das Volk zu studiren, um seinen Geist kennen zu lernen und ihre Predigten nach der ganzen Denk- und Redeweise dieses Volkes einzurichten. Darum entschloß sich auch Graul, selber eine größere Reise nach Indien anzutreten, um den Geist des tamulischen Volkes gründlich zu erforschen. Und das hat er während seines dreijährigen Aufenthaltes in Indien in einer Weise gethan, daß man sagen kann, er lebte und webte ganz in den Gedanken jenes Volkes, die in ihrer eigenthümlichen Verbindung von reichster Phantasie und spitzfindigstem Verstande unseren Gedanken so gar fremd sind. Es war von großer Bedeutung, daß er in seiner ausführlichen Reisebeschreibung diese Art des tamulischen Volkes uns eingehend schilderte, und noch mehr in seinem größeren Werke, der Bibliotheca tamulica, die hervorstechendsten Schriften der Tamulen herausgab — eine Arbeit, auf die er bis unmittelbar vor seinem Ende den treuesten Fleiß verwandt hat. Wie nun der Heimgegangene selbst sich den Geist des Tamulenvolkes völlig zu eigen gemacht hatte, so verlangte er ein Gleiches auch von den ausziehenden Missionaren. Und damit hing endlich noch ein anderer wichtiger Missionsgrundsatz, den er aufstellte, zusammen, nämlich der: man müsse eines jeden Volkes Art, Eigenthümlichkeit und Gebräuche, so weit sie nicht mit dem heidnischen Götzendienste in Zusammenhang stehen, nicht etwa gewaltsam unterdrücken, sondern liebevoll anerkennen und schonen. Gott hat die Tamulen eben zu Tamulen gemacht, wie uns zu Deutschen; so soll auch die Mission nicht darauf ausgehen, sie zu Deutschen oder zu Europäern zu machen, sondern soll sie Tamulen bleiben lassen, so weit die natürlichen Ordnungen ihres Lebens dem Worte der Wahrheit nicht zuwider sind. Daß dieser Gesichtspunkt insonderheit auch für die Beurtheilung und Behandlung des indischen Kastenwesens, wie sie Graul vertrat, maßgebend war, ist bekannt. Solch schonende und erziehende Weise hat unsere Mission von ihm gelernt. Freilich nicht ohne Widerspruch konnte er seine Grundsätze geltend machen. Mancherlei Anfeindungen mußte er erfahren, die ihn endlich auch, nachdem er schon schwer erkrankt aus Indien heimgekommen, dann aber wieder genesen war, etwas müde und mürbe machten. Daher entschloß er sich im Jahre 1860, die Leitung der Missionsanstalt niederzulegen und einem Nachfolger zu übergeben, damit er selbst seine Kräfte und Muße ganz seinen besonderen wissenschaftlichen Arbeiten widmen und durch Schrift und Lehre seine reichen Erfahrungen und Kenntnisse desto fruchtbarer verwerthen könnte. Als er im Jahre 1861 nach Erlangen übersiedelte, um die Mission an dortiger Universität zu vertreten und ihr eine Stelle in der theologischen Wissenschaft zu schaffen, hatten wir mancherlei Verabredungen mit ihm getroffen über Bücher, die er uns schreiben sollte. Vor Allem freuten wir uns auf eine „„Verteidigung des Christenthums gegenüber dem indischen und insonderheit dem tamulischen Heidenthum““, die er schon lange zu schreiben im Sinne hatte; ebenso dachte er an ein „„Handbuch für Missionare““, d. i. eine Anweisung zur Heidenpredigt und allen anderen Thätigkeiten des Missionars, so wie ferner an eine populäre Geschichte der alten trankebarschen Mission. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Es ist anders gegangen, als wir gehofft. Im Sommer 1862 erkrankte Graul schwer; er, der in seinem Leben so viel unruhige Reisen gemacht hatte, mußte nun die Ruhe des Krankenlagers mit allen ihren Schmerzen schmecken. Hatte er vorher auf seinen Wanderungen Gelegenheit gehabt, gar mancherlei zu lernen, so nahm ihn nun Gott in eine Schule, in der er vielleicht noch viel mehr gelernt hat. Das ist ja so Gottes Weise, seine Kinder zu führen, ein jedes nach seiner Art. Im Jener

der Trübsal müssen die Schlacken, die uns allen anhaften, verbrennen, damit das Kind Gottes rein und klar daraus hervorgehe. Von dieser Krankheit schien sich indeß der Heimgegangene noch einmal erholen zu sollen. Im vergangenen Sommer war er einige Tage hier, wenn auch körperlich Invalide geworden, so doch geistig frisch und voll von Gedanken und Plänen, deren Ausführung er jetzt beginnen wollte. Da überfiel ihn plötzlich eine neue Krankheit. Es ist sein Leib von jeher sehr empfindlich gewesen gegen alle Einwirkungen von außen. Nun sollte seine Kraft zusammenbrechen. Am Anfang wünschte er sich zwar noch einige Jahre zu leben, um seine begonnenen Arbeiten vollenden zu können, aber bald gab er sich ganz in Gottes Hände. In seinem Nachlasse haben sich etliche Verse vorgefunden — er hatte ja von Gott eine schöne dichterische Begabung empfangen — in welchen er seine Sehnsucht nach Erlösung von allem Erdenleib ausdrückt. Ich theile die Verse hier mit:

Mein Heiland, ich bin müde,
Bring Du Dein Kind zu Bett,
Und laß mich ruhn in Friede,
Wie ichs so gerne hätt!

Ich hab in meinem Leben
Manch sauren Schritt gethan,
Mein Pfad war selten eben
Und oft ganz ohne Bahn.

Mein Heiland, ich bin müde,
Bring Du Dein Kind zu Bett,
Und laß mich ruhn in Friede,
Wie ichs so gerne hätt!

Den Leib in stillster Kammer,
Die Seel in treuem Schooß,
Von allem Erdenjammer
Und Menschenthorheit los!

Es war in der Nacht vom 1. auf den 2. November d. J., als es ihm klar wurde, daß sein Ende nahe sei. Am folgenden Tage feierte er mit seiner Frau das heil. Abendmahl. Dabei ließ er sich von seinen Freunden sein Lieblingelied: „„Jerusalem, du hochgebaute Stadt““ vorsingen und vorspielen und war dann ganz bereit, heimzugehen. Nur eins hat er noch vom HErrn: mit Bewußtsein möchte er sterben, und das ward ihm geschenkt. Die folgenden Tage waren stille Tage; es ging viel leichter mit ihm, so daß die Seinen schon zu hoffen anfangen wollten, aber es war der Bote der ewigen Ruhe. Die körperliche Schwäche wurde immer größer. Am 10. November Nachmittags gegen 2 Uhr ist er heimgegangen mit der frohen Gewißheit der Gnade seines HErrn. Was ich darüber in Erlangen von seiner hinterlassenen Wittve vernommen, war so erbaulich zu hören, daß es nur die Sehnsucht nach einem ähnlichen seligen Heimgange wach rufen konnte. Es hat ja ein jeder Mensch seine Schwächen und Mängel; Gott muß mit einem jeden, o wie viel, wie viel Geduld haben, und was können wir Seligeres uns wünschen, als gleich einem verirren Schaf auf unseres Heilands Schulter heimgetragen zu werden in die Wohnungen des ewigen Friedens! Das ist dem seligen Graul widerfahren: wir preisen und loben Gott dafür. Am Sonntag darauf, den 13. November, haben wir ihn zur Ruhe bestattet.“

Die Bibel in arabischer Sprache. Der „Star in the West“ berichtet aus dem „Independent“: Die hiesige Bibelgesellschaft hat das Werk unternommen, „die ganze Bibel in der klassischen arabischen Sprache, wie sie von mehr als hundert Millionen Menschen gelesen und geschrieben wird, zu elektrotypiren. Diese neue und verbesserte Uebersetzung der Bibel in die heilige Sprache aller Nachfolger Mahomets wurde vor vielen Jahren von dem Missionar der amerikanischen Missionsgesellschaft in Syrien, dem verstorbenen Dr. Eli Smith begonnen und von ihm mit großer Hingebung bis ans Ende seines Lebens fortgesetzt. Dann fiel sie dem Dr. Van Dyck, einem Gliede derselben Mission, zu, der sie mit dem angestrengtesten Fleiße der Vollenbung zugeführt hat. Diese ehrwürdigen Männer haben beide jegliche Hülfe von Seiten der größten Gelehrten auf dem Gebiete der arabischen Sprache in Europa und Asien benützt, die Liebe zur Sache oder Geld herbeizuschaffen vermochte, und das Werk ist in seinem Fortgang der umfassendsten Prüfung, die möglich war, unterbreitet worden. Von allen Seiten wird sie, was Genauigkeit und Schönheit des Styls betrifft, für eine Musterversion erklärt, die in der Reinheit der Sprache mit dem Koran selbst wettersert, der das allgemein anerkannte Muster der arabischen Sprache ist. Als das Werk vergangenen März wesentlich vollendet war, richteten die Glieder der syrischen Mission ein sehr ernstes Gesuch an die amerikanische Bibelgesellschaft, dem Ganzen sogleich die dauernde Form elektrotypischer Platten zu geben und zwar unter der persönlichen

Oberaufsicht Dr. Van Dyck, der nach New-York kommen würde, um der Correctheit des Werkes seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Sie hielten es für nothwendig, für zehn verschiedene Ausgaben der ganzen Bibel, oder von Theilen derselben, Vorsorge zu treffen, wie sie ein verschiedenartiger Gebrauch und Zweck erfordere, um so allen Bedürfnissen, die sich in einem längeren Zeitraum von Jahren herausstellen möchten, alsbald entgegen zu kommen. Die Kosten des Elektrotypirens, mit Einschluß der Dienste des Dr. Van Dyck für mindestens zwei Jahre, werden auf etwa 35,000 bis 50,000 Dollars geschätzt; die Ausgaben für Papier, Druck und Einband der verschiedenen, auf einander folgenden Ausgaben sind dann nach Maassgabe der für die Verbreitung erforderlichen Anzahl der Bücher zu bestreiten.“ Der Ausschuss der Bibelgesellschaft hat nun einstimmig beschlossen, daß das Werk sogleich in Angriff genommen, mit den vier nöthigsten Ausgaben der Anfang gemacht und Schritte gethan werden sollen, Dr. Van Dyck und seinen Sohn sogleich zur Oberaufsicht des Werkes kommen zu lassen. Die andern Platten-Güsse sollen ausgeführt werden, wenn immer der Zustand der Kasse der Gesellschaft es ermöglicht. L.

Missions-Opfer und -Eifer. Nach einer Nachricht der N. Ev. K. - Z. verausgaben die 23 Millionen englischer Christen für die Heidenmission das Doppelte der Summe, welche sämmtliche römisch-katholische Christen der Welt für diesen Zweck verwenden. Auch die Nichtrömischen in Amerika sollen mehr für die Heidenmission ausgeben, als sämmtliche Katholiken der Erde. (Monatsschrift von Wangemann.)

Zeitgemässes Predigen. Hierüber wurden auf der Niederlausitzer Pastoralconferenz v. J. interessante Verhandlungen gepflogen. In einem Bericht davon in der Ev. Kz. heisst es u. A.: „Es wurde geltend gemacht, daß die Predigt nicht bloß eine Verpflichtung habe gegen die, welche draussen stehen, um sie hereinzulocken, sondern auch gegen die Kirchlichen, um sie zu schützen und vor dem schädlichen Einfluß der modernen Ideen zu bewahren. Es sei nicht zu vergessen, daß wir alle Kinder der Zeit seien und die Ideen der Zeit wie die uns umgebende Luft einathmen. Namentlich sei es nöthig, die Ideen der Zeit, welche oft unter sehr schönen Namen einhergehen, auf ihren wahren Werth zurückzuführen und mit dem Maße zu messen, das der Herr in den Worten bezeichnet: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Man brauche deshalb nicht gleich mit dem Donnerkeile hineinzuschlagen, sondern habe die Zeitideen mehr als Anfassungspunkt zu betrachten. . . . Es genüge aber aus diesem Grunde in unserer Zeit nicht das postillenmäßige Predigen, wie es in Scriber, Braßberger u. a. m. sich findet; vielmehr sei Luther, dessen Predigten sich immer in den Zeitideen bewegten, als Vorbild zu betrachten, denn unsere Zeit sei der seinigen in vieler Beziehung ähnlich.“

Oesterreich. Im „Volkssblatt für Stadt und Land“ war vor einiger Zeit die Behauptung ausgesprochen worden: die Evangelischen Oesterreichs seien äußerlich gar nicht mehr gedrückt. Darauf antwortet ein Lutheraner in Oesterreich in der Ev. Kz. vom 31. Dec. v. J. u. A. Folgendes: „Zwar wenn wir unter Druck nur Gewaltthatigkeiten oder ungeredete Behandlung von Seiten der weltlichen Behörde verstehen wollen, dann ist die obige Aeußerung in ihrem Rechte, denn in dieser Beziehung können wir nicht klagen, außer wenn man etwa die Schwierigkeiten, welche der Bildung der evangelischen Gemeinde in Meran in den Weg gelegt werden, und neuerdings die Verhinderung der Bildung einer evangelischen Gemeinde in Agram von Seiten der königlich kroatischen Hofkanzlei dahin rechnen wollte; aber wir fragen: Ist das etwa kein Druck, wenn noch heute alle gemischten Ehen von katholischen Priestern getraut werden müssen, wenn noch heute in gemischten Ehen, in denen der Vater katholisch ist, alle Kinder ohne Ausnahme katholisch werden müssen, dagegen wenn der Vater evangelisch ist, nur die Knaben evangelisch werden dürfen, und auch solche Ehen von der katholischen Geistlichkeit nur dann eingesegnet werden, wenn die katholische Erziehung aller Kinder durch einen Revers sichergestellt ist? Und wenn ein katholisches Ehepaar evangelisch oder eine gemischte Ehe durch Uebertritt des katholischen Theils eine rein evangelische wird, so müssen dennoch alle am Leben befindlichen Kinder bis zum 18. Jahre katholisch erzogen werden, während umgekehrt das nicht der Fall ist. Auch ist noch heute die Obrigkeit gesetzlich verpflichtet, über die Aufrechterhaltung der Erziehungsreversse zu wachen. Bedenkt man nun, daß fast in allen Gemeinden eine große Anzahl eingewanderter evangeli-

scher Männer sich befindet, die sich im Inlande verheirathen und, durch die Umstände gezwungen, nur eine Mischehe eingehen können, ja daß in den meisten Gemeinden die Zahl der Mischehen die der rein evangelischen Ehen weit überragt, so wird man leicht zu der Einsicht gelangen, daß so lange diese Ehegesetze in Gültigkeit bleiben, manchen kleinen Gemeinden geradezu die Lebensadern unterbunden sind, so daß sie aussterben müssen, wenn sie nicht durch Uebertritte die entstandenen Lücken wieder ergänzen.“

Pastor Diedrich in Jabel. Wir müssen gestehen, daß wir bisher über die Grundsätze dieses Mannes nicht völlig haben klar werden können. Nach dem, was zur Zeit aus seiner Feder geflossen und zu unserer Kenntniß gekommen ist, haben wir ihn bald den rechten, bald einen verderblichen Irr-Weg einschlagen zu sehen gemeint. Wenn er in der Dorfkirchenzeitung (1860, S. 40) schrieb: „Das eigentlich kirchliche Handeln ist alles beim Pastor“; wenn er anderwärts schrieb (S. Nagel's Kirchenblatt 1864, S. 196): „Der Pastor ist für sein Thun nur Christo verantwortlich“; wenn er unsere, d. i. Luthers biblische, Lehre vom geistlichen Priestertum verspottete: so konnten wir dies nie mit seinen andern wahrhaft evangelischen Aeußerungen reimen. Zu unserem Troste sehen wir, daß selbst Pastor Bucherer, der Pastor Diedrich näher steht, als wir, und jedenfalls mehr von letzterem gelesen hat, als wir, sich von Diedrich sagen lassen muß, daß er ihn mißverstehe. Der Grund dieser Dunkelheit, in welcher man über Diedrichs eigentliche Lehre schwebt, dürfte daher wohl in dessen eigener Unklarheit, sei es nun schon in seiner Vorstellung, oder seiner Darstellung, liegen. Im „Freimund“ vom 15. Dec. v. J. findet sich ein Schreiben Diedrichs an den Redacteur, worin ersterer des letzteren Mißverständnisse aufzuheben beabsichtigt. Darin heißt es u. A., wie folgt: „Seite 290 (des „Freimunds“) heißt's, wir hätten die „„Vorsteher““ „„ohne weiteres abgethan““ — ein voller Irrthum: sie sind, wie alle früher bei uns in Wirklichkeit bestehenden Ordnungen, nach wie vor geblieben. Jede Gemeinde hat ihren Organismus für sich behalten, und der Pastor ist das, was man in alten Zeiten Bischof nannte; hat er noch Hülfsprebiger, so kann sich das auch dem späteren Bisthum ähnlicher gestalten. Das lassen wir sein und werden, wie Gott will. Daß mancherlei Aemter seien (zu 297), leugnen wir nicht; aber der Kirche immer wesentlich gehört nur das Predigtamt des lautern Wortes zu, welches aber auch in mannigfachen Gestaltungen vorhanden sein kann. Nur ein solches Befehlsamt geistlich sein sollender Art, wie Husekle lehrt, verwerfen wir durchweg, das die Aufgabe hätte, — „„die Kirche zu leiten und zu regieren.““ Nun gar den „„Organismus““ der Kirche aufs Predigtamt beschränkt zu haben, ist mir nie eingefallen, denn die Kirche hat in ihren lebendigen Gliedern einen unendlich reichen Organismus.“ Hierzu macht Bucherer die Bemerkung: „Ich bitte Pastor Diedrich, wenn es ihm gefällig ist, die mannigfachen Gestaltungen „„des Predigtamts““ und den „„Organismus in den lebendigen Gliedern der Gemeinde““ näher darzulegen. Auf volle Willigkeit, jedes Mißverständniß, das dadurch beseitigt wird, aufzugeben, darf Pastor Diedrich rechnen.“ Diedrich fährt fort: „Was von Luthers Willigkeit gegen die canonica politia zu halten, findet sich unsers Wissens sehr klar auseinandergesetzt in Prof. Meijers von Jhnen auch belobtem Buche; ich siehe zu canonica politia gerade wie Luther und gehe heute unter sie zurück, wenn die Bischöfe, oder wie sie sonst heißen, das Evangelium annehmen.“ „Nicht bloß zulassen, sondern verlangen wollen wir allzeit, daß dem Pastor von seiner ganzen Gemeinde und von jedem, durch den sie zu ihm reden will, immer wieder geboten werde, reine Lehre zu führen; jeder rechtschaffene Pastor hört auch nichts Lieberes, als solch Gebieten, wenn solch Gebieten nur überall recht ernst geschehe.“ „Sehr große Gemeinschaften kann man jetzt in Einem Lande nicht bilden, wenn sie Einen Glaubensgrund und damit Ein Abendmahl im Frieden haben sollen (was doch der Herr gewiß will): darum schließe sich allerorten nur das erst zu gemeinsamem Bekenntniß im Wort und zu gemeinsamem Abendmahl zusammen, was Eines Glaubens ist, so werden wohl noch verschiedene Gruppen sein; aber man achte sich dann auch in verschiedenen Gruppen nach dem, was man an gemeinsamem Grunde hat. Wahre sichtbare Einigkeit wird erst werden, wenn man den Zwiespalt angeschaut und durchgearbeitet hat; will man aber als einig zusammenzwingen, was doch im Grunde nicht einig ist, so kann nie Frieden werden, und in der Kirche sollte doch Frieden sein.“

Bericht revolutionärer römischer Priester. Der Verein der emigrirten polnischen Geistlichen in Paris hat kürzlich an die Landesleute in der Heimath einen Aufruf erlassen, in dem es heißt: „Der bewaffnete Kampf gegen die Unterdrücker, unternommen auf Grund der evangelischen Gerechtigkeit zur Vertheidigung des Glaubens, der Nationalität und der Menschenrechte, hat nicht den gehofften Erfolg gehabt. Unser Mißgeschick ist verlängert. Ein großer Theil der Märtyrer-Nation und ihrer Priester mußte ein Asyl im Auslande suchen.“

Breslauer Generalsynode. In Betreff der letzten Versammlung und Beschlüsse derselben sagt der „Freimund“ vom 22. Dec. v. J. u. A. Folgendes: Der erste mitgetheilte Beschluß der Synode ist mit „weit überwiegender Stimmenmehrheit“ darüber gefaßt, daß dem D. R. C. Dank zu sagen sei für die Treue und Gewissenhaftigkeit und in einzelnen Fällen bewiesene Entschiedenheit, womit es die von ihm abgetretenen Pastoren diszipliniert habe. Wie die Synode unter solchen Umständen die Maßregeln ihrer Behörde billigen und beloben konnte, das wird Vielen unbegreiflich sein, und mehr als dies: es wird Vielen zum großen Schmerz gereichen, weil damit die Sünden einiger Weniger von der ganzen Synode übernommen wurden. Durch einen zweiten Beschluß der Synode ist das D. R. C. von einer gegen dasselbe erhobenen Anklage freigesprochen worden. Diese Anklage war von P. Lohmann und einigen Pastoren, die ihm beigetreten waren, erhoben worden, und der Inhalt der Anklage war, daß das D. R. C. durch falsche Lehre öffentliches Abergerniß gegeben habe. Lohmann ist mit seiner wohlbegründeten Anklage verworfen worden; ihm aber und denen, die mit ihm gegen die falsche Lehre und die sündlichen Handlungen des D. R. C. gezeugt haben, sagt Ehlers, ist außer dem Trost eines guten Gewissens, den Gott treuen Zeugen schenkt, auch die Genugthuung geworden, daß der Präses des Ober-Consistoriums in München, Dr. von Harleß, welchem P. Lohmann von seinem Vorhaben Mittheilung gemacht hatte, ihm in einem Schreiben seinen Beifall bezeugt hat. Dies Schreiben hat P. Lohmann, nachdem er dazu von v. Harleß ausdrücklich bevollmächtigt worden, vor der Synode verlesen.

Sieg der Breslauer. Ueber denselben spricht sich der „Freimund“ vom 20. Dec. v. J., wie folgt, aus: „Die Breslauer haben gesiegt und ihre Berichte lauten demgemäß. Wir beklagen in den Beschlüssen eine Niederlage. Die Majorität ist der Versuchung erlegen, die Minorität zu erdrücken. Indes dürfte sich der Sieg noch bitter rächen. Es ist zu befürchten, daß die Richtung auf die Veräußerlichung der Kirche, die in den Beschlüssen ihren Triumph feiert, der Krebs sein wird, der diesen Kirchenkörper zerfrisst, und daß ein Kirchenthum entsteht tout comme chez nous. Während aber das äußerliche Kirchenthum innerhalb der Volkskirche Berechtigung hat, weil die Kirche nur in der Form einer geselligen Anstalt Volkskirche sein kann, so ist dieses Wesen für freie vom Volksthum abgelöste Gemeinden der Tod. Vielleicht sind die Beschlüsse der Synode aus dem Gefühl erwachsen, daß die inneren Zustände der preussisch lutherischen Gemeinde für die gesellige Anstaltskirche reif sind, und die Gemeinden ohne den Halt derselben gar nicht bestehen können. Wie dem sei: — die Beschlüsse der Synode bezeichnen den Rückgang von der freien zur geselligen Kirche. Damit ist nun wieder ein Versuch als mißlungen anzusehen, die Kirche zur Anfangsgestalt zurückzuführen, und die Meinung derer hat eine neue Stütze erhalten, die von jetzt ab nur der Auflösung entgegensehen.“

Braunschweig. Das herzogl. Braunschw. Staatsministerium hat das Gesuch der f. g. freireligiösen Vereine, corporative Rechte zu erhalten, abgeschlagen.

Livland. In Livland ist General-Superintendent Walter, welcher am 9. März v. J. die Eröffnungspredigt für die Ständerversammlung zu halten hatte und in derselben ermahnt hatte, in der Politik Deutsche und in der Religion Protestanten zu bleiben, seines Amtes entsetzt worden.

Brasilien. Folgendes schreibt Wangemann: „In Brasilien arbeiten zur Zeit 24 evangelische Geistliche in 25 Gemeinden, unter ihnen 16 Deutsche; wie Noth es thue, daß wir unsern Landesleuten ernste Hülfe bringen, erhellt daraus, daß die Deutschen in Rio die Schenkelsche Apostasie für die Morgenröthe einer besseren Zeit erklären.“